

September 9/2016

Aus dem Inhalt

Ralf Miggelbrink
Zur Arbeit berufen 257

Werner Kleine
Die Wortgewalt des Charismas 259

Bruno Schrage
Vom Entstehen diakonischer Seelsorge-Dienste 263

Andreas Bell
„Eine neue Lehre mit Vollmacht?“ 271

Christoph Stender
Unausgesprochen verkümmert Glaube vor aller
Öffentlichkeit 278

Literaturdienst: 286

Margit Eckholt: Frau aus dem Volk
Erik Flüge: Der Jargon der Betroffenheit

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prof. Dr. Ralf Miggelbrink Universität Duisburg-Essen,
Lehrstuhl für Systematische Theologie, R12 T04 E11, 45141
Essen | Dr. Werner Kleine, Goethestraße 64, 42327 Wuppertal
| Bruno Schrage, Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum
Köln, Georgstraße 7, 50676 Köln | Dr. Dr. Andreas Bell, Erzbis-
tum Köln – Generalvikariat, Marzellenstraße 32, 50668 Köln |
Pfr. Christoph Stender, Michaelsbergstraße 6, 52066 Aachen

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7,
52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32,
50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin |
Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und
Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104,
50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Ralf Miggelbrink

Zur Arbeit berufen

Johannes Paul II. verwendet in seiner Enzyklika „*Laborem exercens*“ mehrfach die Formel, „der Mensch“ sei durch die Schöpfungsordnung „zur Arbeit berufen“. Die von den Biologen beschriebene Not aller Lebewesen, ihr Dasein durch Energieaufwand selbst sichern zu müssen (Entropieabnahme), wird von Menschen nicht primär durch individuelle Tätigkeit bewältigt, sondern auch durch deren soziale Organisation. Wo diese kulturbegründende Dimension menschlicher Arbeit nicht nur als Geschicklichkeit der Selbstbehauptung im evolutiven Kontext beschrieben wird, sondern als *Berufung* gedeutet wird, da wird menschliches Arbeiten in einen religiösen Kontext gestellt. Für Evolutionsbiologen ist das nicht weiter erstaunlich, verstehen sie doch Religion als einen sozialen Umweg der Evolution. Die eigene Arbeit als Ausübung einer Berufung zu verstehen, wäre demnach eine wohltuende Täuschung, mit der der Einzelne sich erträglich gestaltet, dass kurz- und mittelfristig Arbeit im arbeitsteiligen System sich für den Arbeitenden selten lohnt. Langfristig und in der individuellen Perspektive gegebenenfalls unabsehbar aber stellt sich durch selbstlose Investitionen in das arbeitsteilige System für den einzelnen mindestens in genetischer Perspektive (Genegoismus) der größere Nutzen ein. „Gott“ wäre nach dieser evolutionsbiologisch-ökonomischen Betrachtungsweise der Name für das Vertrauen in den langfristigen Nutzen des überindividuellen Engagements in der arbeitsteiligen Gesellschaft.

Diese ökonomische Theorie hat den Nachteil, dass ihr Funktionieren voraussetzt,

dass der Einzelne die Pointe dieser Theorie vergisst oder ausblendet. Wenn alle Arbeit objektiv nach den Gesetzen der Evolution (gen-)egoistisch motiviert ist, aber als Beitrag in einer arbeitsteiligen Welt nur möglich wird, wo sich der Einzelne die egoistische Zielsetzung der Arbeit selbst verbirgt oder vergisst, um zum Wohle aller zu handeln, da behindert die theoretische Aufdeckung dieses Zusammenhanges dessen Funktionieren. Die von der Theorie durchgeführte Einnahme einer Beobachterperspektive verführt den Einzelnen, zu dem arbeitsteiligen System in ein Verhältnis zu treten, als gehörte er nicht unweigerlich und unaufgebbar zu dem Ganzen dieses Systems dazu. Die Gefährdung dieser Perspektive ist der Ökonomie wohl bekannt: Ein Mitspieler im System versucht aus dem ganzen System mehr Nutzen zu ziehen, als er selbst an Leistung einbringt. Mittelfristig dürfte dies der Tod eines auf den gemeinsamen Nutzen abzielenden arbeitsteiligen Systems sein. Wo die individuelle Frage „*What's in for me?*“ zur alles bestimmenden Leitfrage wird, wird Arbeit als soziales Phänomen unmöglich. Die arbeitsteilige Gesellschaft verwandelt sich in einen Haufen lauernder Schwarzfahrer (*free-rider*).

Wie kann man aber zu dem Glauben an die göttliche *Berufung* eines jeden Menschen zu seiner Arbeit zurückfinden, wenn man erst einmal angefangen hat, derartige Beschwörungen religiösen Sinns im menschlichen Tun als den ideologischen Schein der evolutiven Notwendigkeit zu dekonstruieren? Manche möchten hier Zuflucht nehmen zu Paul Ricoeurs Begriff der *zweiten Naivität*. Aber schon die Wortwahl weckt in diesem Zusammenhang den für alle kooperativen Systeme tödlichen Verdacht.

Der Papst aber spricht nicht davon, das Wesen der Sorge des fleischlichen Menschen um sein Überleben sei wesenhaft selbstlose Hingabe an das arbeitsteilige System. Der Papst verwendet – befremdlich genug – für ein schöpfungstheologisches

Argument (die Bestimmung zur Arbeit) einen eschatologischen Begriff (Berufung). „Berufung“ beinhaltet nicht, dass etwas ist, sondern dass etwas *werden soll*. „Berufung“ bezeichnet biblisch das Handeln Gottes an Einzelnen, das für diese einzelnen neue Horizonte und Sinndimensionen eröffnet, ja, das sie einbindet in den großen Horizont göttlichen Handelns zum Heil aller Menschen.

Die Frage, ob wir aufgeklärt-evolutionistisch auf das Phänomen menschlicher Arbeitsteiligkeit schauen wollen oder naiv-theologisch, stellt sich nach dieser Beobachtung etwas anders: Leiten wir die Bestimmung des Sinns menschlicher Arbeit und Tätigkeit aus der bekanntermaßen evolutiv gewordenen biologischen Natur des Menschen ab oder steigen mit der menschlichen Geschichte andere, neue, spezifisch menschliche Sinnbestimmungen auf, deren inhaltliche Bestimmung sich nicht mit der Klarheit und Bestimmtheit erkennen lässt, mit der das Faktische der Natur vor Augen tritt? Eine solche Sinnbestimmung deutet der Begriff der Berufung an. Menschen, die sich berufen sehen, deuten ihre Arbeit als letztlich selbstlosen Dienst an anderen im Horizont der göttlichen Erwählung. Gegen eine letztlich naturalistisch begründete „Metaphysik“ des Eigennutzes glauben sie aus menschlicher, *kultureller* und religiöser Erfahrung an die Göttlichkeit der Kooperation.

Statt die menschliche Arbeit hinabzudrücken in die Sphäre des *Sarkischen*, des nur Fleischlichen, bekennen sich die Vertreter einer Berufung zur Arbeit zur heilsgeschichtlichen Verwandlung des Fleisches der Evolution in den einen Leib der einen Menschheit, mit dem sich der menschengewordene Gott in seiner Fleischwerdung unlösbar verbunden hat. In dieser Verbindung gründet die Hoffnung, dass dieses arbeitende Menschenfleisch Gott in der Welt zur Erscheinung bringen kann und bringen soll.

Liebe Leserinnen und Leser,

„Charismenorientierung“ ist ein Stichwort, das in jüngster Zeit Einzug in die Pastoralkonzeptionen gehalten hat. Wer googelt, wird eine Unmenge von Einträgen zu einem Wort finden, das vor einigen Jahren so gut wie unbekannt war. Mit der wie auch immer bedingten „Neuentdeckung“ der Getauften und Gefirmten in ihrer Verantwortung für Kirche geht offensichtlich ein Wechsel des biblischen Bezugsrahmens einher: Vom lange vorherrschenden „episkopal“ ausgerichteten Entwurf der Pastoralbriefe, die den Begriff des Charismas kaum nutzen und nur im Zusammenhang mit dem „Bischof“ nennen (vgl. 1 Tim 4,14), wendet man sich eher der paulinischen Charismenvielfalt und dem 12. Kapitel des 1. Korintherbriefes zu. Was aber meint Paulus mit diesem von ihm erstmals und fast allein stark gemachten Begriff? Überraschende Einsichten von exegetischer Seite bietet **PR Dr. Werner Kleine**, Fachmann für neutestamentliche Exegese und u. a. Leiter der Citypastoral Wuppertal.

PR Dipl. Theol. Bruno Schrage, theologischer Referent der Caritas im Erzbistum Köln, geht es darum, die Seelsorge auch und deutlich in der Diakonie zu verorten, während sie oft nur mit „Liturgia“ und „Martyria“ verbunden wird. Diese eher ungewohnte Sicht hat sehr konkrete Folgen sowohl für das Anforderungsprofil an die entsprechenden Dienste wie auch für das Selbstverständnis und Selbstwertgefühl der eben nicht „nur“ diakonisch, sondern darin zugleich seelsorgerisch Tätigen.

Die beiden letzten Artikel bieten „Theorie“ und „Praxis“ aufgrund desselben Bezugspunktes: Peter Knauers Fundamentaltheologie „Glaube kommt vom Hören“. **Diakon Dr. Dr. Andreas Bell**, Referent im Referat „Dialog und Verkündigung“ des Erzb. Generalvikariates Köln, stellt die soeben erschienene Neubearbeitung dieses fundamentaltheologischen Entwurfs in seiner Besonderheit vor, während **Pfr. Christoph Stender**, Leiter des Mentorats der TH Aachen, aus dem Vorrang des Hörens vor dem Glauben auf die notwendig daraus folgende Sprachbefähigung derer schließt, bei denen es etwas zu hören gibt.

Einen guten Start in die neue Arbeitsphase nach hoffentlich erholsamen Urlaubswochen und dazu eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr 

Gunther Fleischer

Die Wortgewalt des Charismas

Neutestamentliche Einwürfe zum Ruf nach einer charismenorientierten Pastoral

In Zeiten, in denen der Aufbruch vielfach beschworen, selten aber gewagt wird, haben Konzepte Konjunktur. Die Konzeptarbeit erspart die Begegnung mit der Realität. Zu papierem Geplapper geworden haben viele Konzepte ihre Aktualität bereits bei der Verabschiedung eingebüßt, weil die Realität, ignorant wie sie ist, längst eigene Wege gegangen ist. Der Weg der Konzeptbildung wird daher selbst oft schon als Ziel angesehen. So verwundert es nicht, wenn nach dem Konzept die Arbeit an einem neuen Konzept ansteht, ohne dass das alte umgesetzt würde.

Wenn Worte schlagen

Viele kirchliche Konzepte kulminieren in Schlagworten. Von versorgten Gemeinden sollten in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts mitsorgende werden. In den 90ern wurde dann die Geh-hin-Kirche gerade von denen propagiert, die gerne ihre Schäfchen im Trockenen währten. In der ersten Dekade der 2000er Jahre deutete man den schleichenden Substanzverlust in einen Gesundheitschumpungsprozess um; in der Zukunft, die heute beginnen sollte, sollte der Heilige Rest der Zurückgebliebenen missionarischer sein – wobei unberücksichtigt blieb, dass missionarische Verkündigung eigentlich ein Wachstum der Gemeinschaft erstrebt. Ein Gesundheitschumpfen läuft zumindest der Intention der Wachstumsgleichnisse zuwider, die trotz des scheinbaren Misserfolges eine letztlich reiche Ernte verheißen¹. Und ließen sich nach der

pfingstlichen Erstverkündigung des Petrus nicht gar 3.000 Menschen in Jerusalem taufen (vgl. Apg 2,41)?

Ermattet von der schlagenden Kraft der Leitworte taucht in diesen Zeiten ein neues altes Leitbild auf: die Charismenorientierung. Die Macht dieses Schlagwortes ist groß. Es vereint viele Linien der letzten Jahrzehnte. Wer sich an den Charismen der Gemeinde orientiert, macht sie aus versorgten zu sorgenden Gliedern des Leibes Christi, die – weil sie normale Menschen sind – wie von selbst im Alltag die Geh-hin-Kirche praktizieren und so als Rest, der von Laien zu Getauften und Gefirmten geheiligt wird, den missionarischen Auftrag umsetzen sollen, an dem die vielen Konzepte der jüngeren Vergangenheit faktisch gescheitert sind. Weil der professionell konzeptionierte Weg sich offenkundig doch nicht als Ziel erwiesen hat, wird die Aufgabe flugs an die Basis charismatisch orientiert delegiert. Jede und jeder soll nun einfach das einbringen, was er ohnehin schon kann (und tut).

Machtfaktor Charisma

Es ist dem harten Schicksal der Schlagworte eigen, dass sie einen komplexen Sachverhalt auf den Punkt bringen sollen. Mit ihnen steht oder fällt das Konzept, das sich hinter seiner semantischen Valenz² versteckt. Die semantische Valenz des Wortes „Charisma“ ist hoch. Der Begriff ist schillernd. Er scheint theologisch aufgeladen zu sein, gilt es im kirchlichen Sprachkontext doch ausgemacht, dass „Charisma“ eine besondere Begabung durch den Heiligen Geist bezeichnet. Ein Charisma kann daher eigentlich nicht in Frage gestellt werden. Man spricht von priesterlichem Charisma oder dem Charisma der Getauften und Gefirmten und suggeriert damit eine geradezu gottgegebene Aufteilung von Sphären des Seins, die – einmal ontologisch zugesprochen – unabänderlich erscheinen.

Tatsächlich erkennt auch der Soziologe Max Weber im Charisma eine eigene Legitimationsform von Herrschaft. Nach ihm

legitimiert sich der charismatische Herrschaftstyp „kraft affektuelle[r] Hingabe an die Person des Herrn und ihre Gnadengaben (Charisma), insbesondere: magische Fähigkeiten, Offenbarungen oder Heldentum, Macht des Geistes und der Rede“³. Dabei ist die charismatische Herrschaft nach M. Weber primär „eine spezifisch *außeralltägliche* und rein persönliche soziale Beziehung“⁴, die bei Wegfall des persönlichen Charismenträgers die Tendenz zu Veralltäglichen hat (durch Traditionalisierung der Ordnungen, durch Übergang des charismatischen Verwaltungsstabes – also der Jünger- oder Gefolgschaft des Charismenträgers – in einen legalen oder ständischen Stab oder durch Umbildung des Sinnes des Charisma selbst)⁵.

Charisma – ein biblisches Randthema

Man kann in den soziologischen Ausführungen M. Webers unschwer Analogien der Entwicklung ekklesialer Institutionalierungsprozesse entdecken. Dass dabei der Begriff „Charisma“ gerade in der kirchlichen Tradition eine dermaßen semantisch valente Rolle spielt, ist von seiner biblischen Grundlegung her alles andere als selbstverständlich. Der Terminus „Charisma“ (χάρισμα) gehört nicht unbedingt zu den neutestamentlichen Vorzugswörtern. Ein Blick in eine Konkordanz zeigt⁶, dass der Begriff überhaupt insgesamt nur 17mal verwendet wird – mit einer Ausnahme (1 Petr 4,10) ausschließlich im Corpus Paulinum. Vor allem in der Argumentation des 1. Korintherbriefes spielt der Begriff eine wichtige Rolle. Hier ist es vor allem der einprägsame Kontext des Bildes von der Gemeinde als eines Leibes Christi (1 Kor 12,12-31a), der zur semantischen Valenz des Begriffes „Charisma“ beigetragen hat.

Die Zähmung der allzu Begeisterten

Die Gemeinde in Korinth gilt vielen auch heute noch als Paradigma einer charisma-

tisch organisierten Gemeinde. Sie erscheint als visionäres Urbild einer Kirche, die sich allein aus dem Wirken des Heiligen Geistes heraus konstituiert und organisiert. Begeisterung ist das Wesen dieser Gemeinde. Freilich scheinen nicht alle Glieder der korinthischen Gemeinde von der Herrschaft des Charismas angetan gewesen zu sein. Offenkundig kommt es bei einzelnen zu Superioritätsansprüchen aufgrund besonderer Geistbegabungen wie etwa der Zungenrede. In der Gemeinde sprach man daher auch von πνευματικοί, von den Geistäußerungen. Diesen Begriff nimmt Paulus in 1 Kor 12,1 auf: „Auch über die Geistesäußerungen möchte ich euch nicht in Unkenntnis lassen, Geschwister.“⁷ Paulus transformiert allerdings den Begriff πνευματικοί in 1 Kor 12,4 in χάρισμα und findet damit das Leitwort für die folgenden Ausführungen.

Der Begriff χάρισμα ist bei Paulus also vor allem deshalb bedeutsam, um die semantische Valenz des πνευματικός zu brechen. Πνευματικός leitet sich von πνεῦμα her und bringt damit den Heiligen Geist als unmittelbare und damit unhinterfragbare Ursache der jeweiligen Eigenschaft in Anschlag. Bei χάρισμα hingegen schwingt vor allem χάρις mit, die wohlwollend geschenkte Gnade. Der Unterschied mag auf den ersten Blick nicht auffallen. Bei näherem Hinsehen entpuppt sich die semantische Transformation des Paulus aber als rhetorischer Geniestreich. Während die πνευματικά unwillkürlich von Gott her über den Menschen kommen, erscheinen die χαρίσματα als Gaben, die durchaus von Menschen verliehen werden können. In Röm 1,11f etwa schreibt Paulus selbst: „Denn ich sehne mich danach, auch zu sehen; ich möchte euch etwas an geistlicher Gabe (χάρισμα πνευματικόν) zu eurer Stärkung vermitteln, das heißt: damit ich zusammen mit euch getröstet werde durch euren und meinen Glauben, den wir gemeinsam haben.“

Paulus erscheint hier als Vermittler des Charismas.

Geist – ganz oder gar nicht

Offenkundig kann man ein Charisma erwerben. Paulus geht es aber um noch mehr. In der schon zitierten Einleitung des Abschnittes aus dem 1. Korintherbrief fällt auf, dass Paulus auf eine biographische Abgrenzung zu sprechen kommt: „Ihr wisst: Als ihr Heiden wart, zog es euch mit Macht zu den stummen Götzen. Darum gebe ich euch zu erkennen, dass niemand Jesus verflucht, der durch den Geist Gottes reden; und niemand kann Jesus den Herrn nennen außer durch den Heiligen Geist“ (1 Kor 12,2f).

Der Heilige Geist kennt keine Kompromisse. Es gibt ihn ganz oder gar nicht. Wer auch immer sich auf eine besondere Geistbegabung beruft, dem wird hier der Grund entzogen. Allein die Tatsache, dass Jesus Christus als Herr erkannt und genannt wird, zeigt, dass die so Redenden das im Heiligen Geist tun. In diesem Sinn sind alle Glaubenden *πνευματικοί*. Jede Berufung auf eine besondere Begabung durch den Heiligen Geist oder eine individuelle Bevorzugung erscheint vor diesem Hintergrund als überhebliche Anmaßung.

Zielorientierung

Die rhetorisch-begriffliche Transformation des Paulus eröffnet eine neue kommunikative Dynamik in den im Hintergrund stehenden gemeindlichen Konflikt. Interessant wird das vor allem, wenn Paulus nicht nur die gemeinsame Herkunft der unterschiedlichen *χαρίσματα* in dem einen Geist betont (vgl. 1 Kor 12,4-6.11). Vielmehr spricht er in 1 Kor 12,7-10 die einzelnen *χαρίσματα* auch ausdrücklich an: „*Jedem aber wird die Offenbarung des Geistes geschenkt, damit sie anderen nützt. Dem einen wird vom Geist die Gabe geschenkt, Weisheit mitzuteilen, dem andern durch den gleichen Geist die Gabe, Erkenntnis zu vermitteln, dem dritten im gleichen Geist Glaubenskraft, einem andern – immer in dem einen Geist – die Gabe, Krankheiten zu*

heilen, einem andern Wunderkräfte, einem andern prophetisches Reden, einem andern die Fähigkeit, die Geister zu unterscheiden, wieder einem andern verschiedene Arten von Zungenrede, einem andern schließlich die Gabe, sie zu deuten.“

Das sind nicht irgendwelche Eigenschaften. Es sind die Eigenschaften, die primär der Verkündigung und damit dem Aufbau der Gemeinde dienen. Gemeinde entsteht aus der Verkündigung des Wortes Gottes. Ohne Verkündigung keine Gemeinde. Das genau ist der Impetus, der auch in der lukanischen Pfingsterzählung deutlich wird (vgl. Apg 2,14-42).

Die Gaben der Verkündigung sind vielfältig. Sie ereignen sich in Wort und Tat. Keine Gabe wird dabei bevorzugt. Sie müssen vielmehr organisch miteinander wirken – so wie die Glieder in einem Leib. Es ist bemerkenswert, dass das Bild vom einen Leib mit den vielen Gliedern in 1 Kor 12,12-27 einen Rahmen hat. So nimmt 1 Kor 12,28ff die bereits in 1 Kor 12,7-10 erwähnten *χαρίσματα* auf. Der Rahmen macht deutlich, worum es geht. Es geht eben nicht um irgendwelche Begabungen. Es geht um die Gaben der Verkündigung, die für die Gemeinde lebenswichtig sind. Es sind eben die Gaben der Prophetie, der Lehre und der Heilung – und der Zungenrede.

Ist das Charisma oder kann das weg?

Obschon die Zungenrede in den beiden Stellen, die das Leib-Bild rahmen, jeweils im Zusammenhang mit den Gaben der Prophetie und Lehre erwähnt wird, bleibt sie merkwürdig außen vor. Trotzdem scheint gerade sie in der korinthischen Gemeinde von hohem Ansehen gewesen zu sein. Paulus wird auf die Zungenrede noch kritisch zu sprechen kommen. Im 14. Kapitel des 1. Korintherbriefes wird er sie gerade auf ihre Dienstbarkeit hin analysieren:

„Strebt aber auch nach den Geistesgaben, vor allem nach der prophetischen Rede! Denn wer in Zungen redet, redet nicht zu

Menschen, sondern zu Gott; keiner versteht ihn: Im Geist redet er geheimnisvolle Dinge. Wer aber prophetisch redet, redet zu Menschen: Er baut auf, ermutigt, spendet Trost. Wer in Zungen redet, erbaut sich selbst; wer aber prophetisch redet, baut die Gemeinde auf" (1 Kor 14,1-4).

Die Zungenrede ist egomanisch. Sie nutzt nichts. Sie dient niemanden. Sie ist letztlich hohl. Sie ist eben Schein, kein Sein, eine spirituelle Show, die der Überhebung des Ichs dient:

„So ist es auch mit euch, wenn ihr in Zungen redet, aber kein verständliches Wort hervorbringt. Wer soll dann das Gesprochene verstehen? Ihr redet nur in den Wind" (1 Kor 14,9).

Sie kann für sich alleine nicht sein, sondern braucht, damit sie nutzen würde, die Gabe der Deutung (vgl. 1 Kor 14,13). Das ist in sich unsinnig, denn dann könnte der Zungenredner ja direkt klar sprechen. Der Verstand hat den Vorzug vor der Ekstase (vgl. 1 Kor 14,14-16)⁸. Deshalb macht die Zungenrede keinen Sinn. Was die Gemeinde braucht, sind Propheten:

„Wer in Zungen redet, erbaut sich selbst; wer aber prophetisch redet, baut die Gemeinde auf. Ich wünschte, ihr alle würdet in Zungen reden, weit mehr aber, ihr würdet prophetisch reden. Der Prophet steht höher als der, der in Zungen redet, es sei denn, dieser legt sein Reden aus; dann baut auch er die Gemeinde auf" (1 Kor 14,4f).

Charisma und Profession

Die kritische Distanz des Paulus zur Zungenrede zeigt, dass noch nicht alles Charisma ist, was sich als solches ausgibt. Die Echtheit eines Charismas erweist sich in seiner Tauglichkeit für die Verkündigung. Von hierher erklärt sich auch die Forderung, nach den höheren Gnadengaben zu streben: „Eifert aber nach den höheren Gnadengaben!" (1 Kor 12,31a)

Paulus verwendet hier das Verb ζηλοῦν (zeloûn), das wörtlich „sich eifrig bemühen" bedeutet. Das ist vor allem auf dem

Hintergrund bemerkenswert, dass Paulus wenige Verse zuvor in 1 Kor 12,23-27 den Wert gerade der vermeintlich niedrigen Begabungen hervorhebt⁹.

Für Paulus gibt es offenkundig keinen Zweifel: Jede Begabung benötigt Entwicklung. Es ist wie mit einem außergewöhnlichen Talent, das seine Wirkung erst durch Training entfaltet. Auch die Gnadengaben benötigen eine solche Entwicklung und Ausbildung. Die Grundanlage an sich genügt nicht. Das Studium (als lateinischem Äquivalent zum griechischen ζηλοῦν) ist unerlässlich. Charismenorientierung bringt immer auch Professionalisierung mit sich.

Scouting

Charismen sind mehr als bloße Fähigkeiten oder Hobbies. Die Forderung einer charismenorientierten Pastoral taugt nicht zum Alibi. Sie ist kein Schlagwort, hinter dem sich die konzeptionelle Orientierungslosigkeit pastoraler Suchbewegungen verstecken kann.

Charismenorientierung im biblischen Sinn nimmt die Verkündigung des Wortes Gottes in Wort und Tat in den Blick. Da geht es nicht um persönliche Befindlichkeiten. Auch Berufung ist in diesem Sinn kein Gnadenlos. Propheten und Lehrer werden nicht geboren, sondern bestellt und befähigt. Wenn Charismenorientierung mehr sein soll als ein Schlagwort, braucht es Charismen-Scouts, die gerade nach diesen Fähigkeiten Ausschau zu halten, sie ausbilden und fördern. Das Wort des Paulus gilt immer noch: „*Der Glaube kommt aus dem Hören, das Hören aber durch die Worte Christi" (Röm 10,17)*. Dem Hören geht die Verkündigung voraus, die Mitteilung des Wortes Gottes. Wer das Wort Gottes teilt, muss es aber selbst kennen. Bibelschulen wären nicht die schlechtesten Orte, an denen Charismen wachsen und gedeihen können. Strebt also nach diesen Gaben!

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. hierzu Mk 4 und die synoptischen Parallelen.
- ² Als semantische Valenz wird die Wertigkeit eines Wortes bezeichnet. Dazu gehört auch die Macht eines Wortes, andere Begriffe an sich zu binden, inhaltliche Leerstellen zu öffnen und sie gegebenenfalls gleichzeitig zu besetzen. Die semantische Valenz ist von hoher rhetorischer Bedeutung, suggeriert ein Wort mit großer semantischer Valenz doch ein Begreifen des vermeintlich Bezeichneten, ohne dass dieses tatsächlich ausgedrückt worden wäre.
- ³ M. Weber, Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft, in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre (hrsg. v. J. Winkelmann), UTB 1495. Tübingen 19887, S. 475–488, hier: S. 481.
- ⁴ Ebd., S. 485 (Hervorhebung im Original).
- ⁵ Vgl. hierzu ebd.
- ⁶ Vgl. hierzu W.F. Moulton/A.S. Geden, A Concordance to the Greek Testament (according to the Texts of Westcott and Hort, Tischendorf and the English Revisers). Edinburgh 1996, S. 1005.
- ⁷ Das $\pi\epsilon\rho\iota\ \delta\epsilon\ \tau\omega\nu\ \pi\nu\epsilon\nu\mu\alpha\tau\iota\kappa\omega\nu$ kann sowohl neutrish auf „Geistäußerungen“ bezogen werden als auch maskulinisch auf die „Geistbegabten“. In letzterem Sinn wird der Begriff von Paulus in 1 Kor 2,13.15;3,1;14.27 verwendet. Allerdings greift Paulus hier ein Stichwort aus der Anfrage korinthischer Gemeindeglieder auf. Der spätere Zusammenhang zeigt, dass es vor allem um die Frage geht, ob eher die Zungen- oder die Weisheitsrede zu bevorzugen sei. Der Kontext ist also weniger personalisiert als sachorientiert. Das spricht an dieser Stelle für eine neutrishische Übersetzung. Vgl. hierzu auch W. Schrage, Der erste Brief an die Korinther (1 Kor 11,17–14,40, EKK VII/3. Neukirchen-Vluyn 2015, S. 117f, sowie H. Merklein/M. Gielen, Der erste Brief an die Korinther. Kapitel 11,2–16,24, ÖTK7/3. Gütersloh 2005, S. 117f.
- ⁸ In 2 Kor 5,13 wird Paulus diesen Aspekt geradezu selbstkritisch auf seine eigene Person beziehen.
- ⁹ Er weist in diesem Abschnitt die Überheblichkeit Einzelner nicht ohne eine Portion Ironie in die Schranken, wenn er gerade auf die Ehre jener Glieder des Leibes verweist, denen man am wenigsten Ehre zumisst, die aber bei einer Störung das Wohlbefinden des ganzen Leibes in Mitleidenschaft ziehen. Paulus erwähnt nicht konkret, an welche Glieder und Organe er denkt. Es bedarf hier aber wohl nicht allzu viel Phantasie.

Bruno Schrage

Vom Entstehen diakonischer Seelsorge-Dienste

Ein Mentalitätswechsel

Christliche Seelsorge als freiwillige Dienstleistung?

Kann man über Seelsorge als *Dienstleistung* sprechen? Innerhalb der Kirchen sind die Reaktionen auf diese Begrifflichkeit eher brüsk abweisend, geht es doch um das Kerngeschäft der Pastoral. Hier wird der amtliche Raum des exklusiven kirchlichen Dienstes betreten. Pastoral leitet sich vom „pastor“, lat. „dem Hirten“ ab. Der Hirte als Dienstleister? Das katholische Ohr hört ganz im Sinne von Schulz von Thun den weltlichen Affront: Geschäfte, Banken, Hotels, Unternehmen bieten Dienstleistungen an. Es sind Leistungen immaterieller Art, mit der für den Kunden ein Problem gelöst oder eine Aufgabe abgenommen wird. Und die Theologie fragt entsetzt: Sollte Gott im Kontext der Dienstleistung erfahrbar werden? Es verstört, aber im säkularen Kontext ist Seelsorge eine Dienstleistung, die sich erklären muss in ihrem Leistungsspektrum. Sie erhält ihren Wert vom Kunden her durch den Grad der Problemlösung. Diese Sichtweise in einer Dienstleistungsgesellschaft bedeutet das Ende paternalistischer Mentalitäten in den Führungsetagen und verlangt Teamgeist, um das beste Ergebnis für den Kunden zu erreichen. Der Dienstleistungssektor (tertiäre Sektor) ist hoch kreativ und wächst, denn er denkt radikal vom Anderen her: Der Kunde ist König. Und in der Seelsorge und bei Gott?

Seelsorge – eine diakonische Dienstleistung?

Was würde es bedeuten, einmal die säkulare Grundierung eines Dienstleistungsbegriffs an die Pastoral heranzutragen? Es erfordert den Mut, Entwicklungen in einer säkularen Welt nicht gleich als wider das Evangelium zu betrachten, sondern darin einen Gott gewollten Entfaltungsraum zu sehen. Der tschechische Pastoraltheologe Tomáš Halik lädt ein, den Glauben auf der Folie des säkularen Umfeldes zu lesen und gerade so die Kraft zur Veränderung im Dialog zu erkennen: „Gott ereignet sich im Dialog!“¹ Veränderungen berühren immer zuerst das Selbstverständnis der Verantwortungsträger. In der Pastoral sind es die „Hirten“, die eine besondere Verantwortung vor Ort tragen und den Charakter der Seelsorge definieren. Nun hat Papst Franziskus dieses Selbstbild des Hirten in der Herde neu gedeutet. Er fordert vom Hirten, den „Geruch der Schafe“ anzunehmen. D.h., ein eher paternalistisches Gegenüber ist nicht mehr zureichend: „In einer Zivilisation, die an der Anonymität leidet ... braucht die Kirche den Blick der Nähe, um den anderen anzuschauen, gerührt zu werden und vor ihm Halt zu machen, so oft es nötig ist. In dieser Welt können die geweihten Diener und die übrigen in der Seelsorge Tätigen den Wohlgeruch der Nähe und Gegenwart Jesu und seines persönlichen Blicks wahrnehmbar machen. Die Kirche wird ihre Glieder – Priester, Ordensleute und Laien – in diese ‚Kunst der Begleitung‘ einführen müssen, damit alle stets lernen, vor dem heiligen Boden des anderen sich die Sandalen von den Füßen zu streifen (vgl. Ex 3,5).“² Diese Aussage fordert vom Anderen her zu denken, und so „die persönliche Begleitung der Wachstumsprozesse“³ zu ermöglichen. Es ist ein diakonisch-pastoraler Ansatz, der die Seelsorge neu justiert und zu einem Mentalitäts- und Haltungswechsel einlädt. Das Heil wird nicht einfach gebracht, es ist anwesend, wo ich vor „dem heiligen Boden des Anderen“ stehe. Der Andere, der Nächste, ist selbst schon Sakrament Gottes, wenn ich

von ihm angefragt werde (vgl. Mt 25,40). In der Begegnung mit ihm und seinen Fragen ereignet sich die Anwesenheit Gottes: im Dialog! Eine diakonische Seelsorge ist Dienst am Nächsten und meint weit mehr als den sakramentalen Dienst am richtig disponierten Getauften. Es ist eben eine umfassende „Kunst der Begleitung“ und darin wird es unverfügbare Momente erschließender göttlicher Zusage geben können. Überraschend und an Orten, wo wir es nicht ahnten.⁴ Diese Begleitung, so Papst Franziskus, geschieht durch Priester, Ordensleute und Laien, sowie natürlich Diakone. Sie alle bedürfen der Einführung in diese Kunst der Begleitung, damit sie keine gottlose –, sondern eine diakonische Dienstleistung ist.

Seelsorge – heute ein weltlich Ding?

Der Begriff „Seelsorge“ hat in der Sprachwelt des Sozial- und Gesundheitswesens zum einen durch den interkulturellen und interreligiösen Dialog seine exklusive kirchliche Zuordnung verloren und zum anderen seine assoziierte sakrale Überhöhung in der funktionalen Alltagswelt eingebüßt. In der Begegnung mit der kirchlichen Seelsorge wird nicht nur von anfragenden Personen, sondern auch von anderen Fachdisziplinen in multiprofessionellen Teams die Frage gestellt, was denn Seelsorge eigentlich sei bzw. leiste? Seelsorge wird hier als *fachliche Dienstleistung* verstanden, die sich in ihrem Leistungsspektrum (wie alle Anbieter) in einer funktionalen Arbeitswelt erklären muss.

Und in einer säkularen Gesellschaft ist für Menschen mit einer naturbelassenen Religiosität ohne konkrete religionsbezogene Beheimatung Seelsorge ein Angebot, dessen Wert sich für die Person erst erweisen muss. Das verstört eine kirchenamtliche Seelsorge, die sich bisher durch die entsendende Institution, eine besondere Berufung und dem Heilsauftrag gegenüber den eigenen Mitgliedern ausreichend legitimiert sah. In einer religiös pluralen Gesellschaft wird Seelsorge aber nun als ein Angebot

auf Basis einer religiösen Überzeugung ansichtig, welche von allen Religionen reklamiert und darüber hinaus angeboten wird.

Die Ablösung vom christlichen Kontext wird in der synonym verwendeten Begrifflichkeit „Spiritual Care“ im Sozial- und Gesundheitswesen deutlich. In den funktionalen Bezügen wird hiermit die spirituelle Begleitung eines Menschen in einer Krisensituationen beschrieben⁵. Diese muss nicht „religiös“ und somit auch nicht transzendental gefüllt sein. Seelsorge selbst wird heute säkular und wird als Dienstleistung von hierzu wie auch immer qualifizierten Personen verstanden.

Tatsächlich eine freiwillige Dienstleistung!

Seelsorge ist also in diesem Sinne eine *Leistung* am Anderen auf der Folie gewonnener Lebenserfahrung, eines diesen deutenden Glaubenskontextes und der sie erschließenden fachlich-methodischen Kompetenz.

Seelsorge kann daher auch nicht verordnet werden. Sie ist und war immer schon *freiwillig!* Ein freiwilliges Beziehungsgeschehen zwischen Menschen, die ihr Leben oder ihre Lebenssituationen in einen meist glaubensbezogenen Horizont stellen. Es entsteht ein Lebensdialog, der auf Sinnerschließung angelegt ist. Die einen beginnen diesen Dialog, weil sie nach Deutung und Einordnung suchen, die anderen bieten ihn an, weil sie diesen aus einer tragfähigen Lebensverankerung durch reflektierte Glaubenserfahrung und entsprechende fachlich-methodische Qualifizierung anbieten können. Im Verlauf des Dialogs entsteht dann oft eine Lerngemeinschaft, die für beide Seiten eine tiefe Bereicherung werden kann.

Der Aufbruch liegt im Ende der Exklusivität

Diese Sichtweise verstört vor allem da, wo die kirchliche Seelsorge selbst in konfessionellen Einrichtungen nicht mehr ihre

altgekannnte selbstverständliche Alleinständigkeit reklamieren kann. Caritative Einrichtungen der Kirche stehen unter dem unverwechselbaren Anspruch Christi, jedem Menschen barmherzig um seiner selbst Willen zu begegnen. Entsprechend werden Menschen jeglichen ethnischen, sozialen oder religiösen Herkommens, unabhängig von Geschlecht, Leistungsvermögen, Alter usw. behandelt, beraten, betreut oder begleitet. Mit ihnen begegnet den ehrenamtlichen und beruflichen Mitarbeitenden ihr „Glaube“. Dieser Glaube ist kritisch, säkular aufgeklärt, mal mehr oder weniger religiös sozialisiert – oft christlicherseits kirchlich distanziert.

Heute besteht ein Drittel unserer Gesellschaft aus religiös ungebundenen Menschen (Tendenz steigend). Zwei Drittel sind zwar christlich getauft, aber nach Aussage aller Studien der beiden großen Kirchen nimmt ihre Kirchenbindung ab. Da liegt es doch nahe, sich auch mit seinem Kerngeschäft auf diese Situation einzustellen. Doch der eigentliche Grund für die Veränderung liegt nicht in einem pragmatischen Reaktionsmuster, sondern in der Radikalität der Zuwendung Gottes. Sie ist individuell und begegnet dem Anderen ohne Vorbedingung als potenziellem Ort der Gestaltung seiner göttlichen Liebe selbst, eben in und durch und mit ihm – als unserem Nächsten.

Seelsorge – individueller und vielfältiger

In unserer Epoche zeigt sich das Ende einer nur amtlich-rituellen Seelsorge, die sich darauf beschränkte, ins heilige Mysterium einführen zu wollen und Gott nicht mehr zutraute, im Profanen gegenwärtig zu sein. Eine neue Sachlichkeit zieht ein, die einer bekenntnisbezogenen Seelsorge vorgeschaltet wird. Selbstfindung und Selbstverwirklichung werden zu Merkmalen, die sich selbst finden müssen in der Spannung von erstrebter Autonomie und deren Eingebundensein in eine soziale Grundverfasstheit des Menschen. Seelsorge beleuchtet diesen Prozesscharakter

des Lebens und bietet ihm eine Wegführung und Zielkoordinaten an. Nicht nur bei konfessionellen Trägern von Gesundheits-, Behinderten-, Altenpflegeeinrichtungen und Hospizen wächst die Einsicht, künftig den Klienten eine spirituelle Anamnese anzubieten. Sie ist die fachliche Grundlage, um seitens der Seelsorge qualifiziert auf den individuellen Bedarf eingehen zu können. Ziel der Institution – gerade in christlicher Trägerschaft – muss es sein, den passenden Dialogpartner anzubieten. Es wächst zwangsläufig der Bedarf nach seelsorglicher Vielfalt, d. h. zum einen innerhalb der konfessionellen Seelsorge und zum anderen hinsichtlich der Vernetzung mit den Seelsorgern anderer Religionen bzw. künftig auch mit explizit nicht religionsbezogenen Sinnangeboten. Die katholische Seelsorge sieht sich somit in Zeiten des wachsenden Mangels an pastoralen Diensten paradoxer Weise dem Anspruch einer personellen Vielfalt in der katholischen Seelsorge gegenüber. Diese Vielfalt ist ein Markenzeichen Gottes, denn jeder Mensch ist ein Weg zu Gott und dieser Weg ist einmalig und sein Weg. Dieser Weg darf nicht vorschnell diskreditiert werden, als ein Weg des Unglaubens oder der Gottesferne, weil er aus der eigenen Sozialisation als kirchenfern erlebt wird. Leben und Seelsorge geschieht im Christentum mit vollem Risiko! Es ist wie in der Menschwerdung Jesu: Gott riskiert um der Liebe Willen, verwechselbar zu werden! Wenn es eine religiös motivierte Seelsorge ist, dann bricht sich in ihr das Vertrauen auf eine alles ins Leben rufende, das Leben wahrnehmende und ihm eine Zukunft gebende göttliche Seinsweise Bahn. Christliche Seelsorge vertraut auf diesen fortwährenden Selbsterschließungscharakter Gottes, der sich im Lebensdialog offenbaren will.

Seelsorge jenseits der rituellen Rufbereitschaft

In der gegenseitigen Berührung von Lebenserfahrung vollzieht sich ein dialogischer Wachstumsprozess, in dem sich die

Seinsweise Gottes weiter erschließen und das Vertrauen in diese Gegenwart wachsen kann. Allzu lange wurde Seelsorge auf rituelle sakramentale Zuwendung reduziert, als wäre Seelsorge mit einer sakramentalen oder rituellen Rufbereitschaft gleichzusetzen.⁶ Seelsorge ist ein Beziehungsgeschehen und daher sakramental geöffnet. Fraglos ereignet sich bei richtiger Disposition – als die von der Kirche als notwendig erkannte Beziehungsfähigkeit – für einen gläubigen Christen die Erfahrung, sich in Gott gehalten und in jeder Hinsicht versöhnt und somit erlöst zu wissen. Dies kann und soll dann in den Sakramenten wie Taufe, Firmung, Krankensalbung, Beichte und zuvorderst Kommunionempfang bzw. Eucharistie zugesprochen und gefeiert werden. Doch erschöpft sich darin nicht die Seelsorge, denn sie ist mehr als eine punktuelle Heilszuwendung.

Christliche Seelsorge – Dienst an der Beziehungsfähigkeit

In der Seelsorge wird meine ganze lebensgeschichtliche Identität hineingehalten in die erhoffte gegenwärtig ewige Identität des Göttlichen. Seine Sorge um meine Identität tritt in den Vordergrund. Dies offenbart sich im Gespräch, in der Begegnung, der Berührung oder dem schweigenden Verstehen und eben auch im Sakrament. Wo immer eine solidarische Grundhaltung der Kompassion in Freude und Hoffnung, Trauer und Angst eingenommen wird, offenbart sich die göttliche Seite des Lebens und gibt unserer Identität Halt.⁷

Christliche Seelsorge ist ein Dienst an der Beziehungsfähigkeit des Menschen zu sich selbst, zum Anderen und den Anderen, zu Gott als Ursprung und Ziel des Lebens und der gesamten Welt in ihrer belebten und unbelebten Kreatürlichkeit.⁸ Seelsorge stiftet Beziehung und bearbeitet den „Beziehungserfall“, den wir im religiösen Kontext als Sünde bezeichnen und das Herausfallen aus der göttlichen Beziehungsqualität meint.⁹

Diakonische Beziehung – die Grundkategorie christlicher Seelsorge

Diese Sehnsucht nach einer erfüllten Beziehungsqualität ist jedem Menschen zu eigen. Der Mensch ist und wächst aus Beziehung und somit ist ihm eine Gerichtetheit auf den Anderen ursprünglich. Die anthropozentrische Wende bedingt bei Karl Rahner die Annahme einer transzendentalen Grundausrichtung des Menschen auf den Anderen bei aller Freiheit der Antwortsuche. Der Mensch an sich ist religiös. Seelsorge reagiert auf diese transzendente Fraglichkeit des Lebens. Das spezifische Angebot der christlichen Antwort erwächst aus der inneren Wesenheit Gottes. Diese wurde in den metaphysischen Spekulationen der Patristik christologisch so gedeutet, dass da, wo eine reine, das Leben des Anderen bejahende Beziehung ist, das Leben neu wächst: So geht Christus selbst aus der Beziehung von Vater und Hl. Geist hervor. In Christus offenbart sich die Wesenheit Gottes als liebende Beziehung. Christliche Seelsorge ist somit auf Beziehung angelegt und nicht heilsegoistisch zu denken. So zeigt Jesus im Zugehen auf die Menschen diese lebensspendende Beziehungsfähigkeit. In seiner diakonischen Grundhaltung offenbart er das Wesen des Vaters und seines Geistes, als deren Sohn er später erkannt wird. Sein Sprechen und sein Handeln nehmen Maß am Anderen. In dieser solidarischen Haltung fragt er: „Was willst Du, dass ich Dir tun soll“ (Mk 10,51)? Schon das Zugehen ist reine Beziehung. Sein Handeln orientiert sich an der Aussage und Bitte des Anderen mit dem Ziel, eben seine Beziehungswirklichkeit zu stärken. Es ist die diakonische Haltung, die dem Anderen Raum gibt, für ihn ein sich erfüllendes Leben erhofft und sich in diesem Sinne in seinen Dienst stellt. Hierin offenbaren sich die Wesenheit des Vaters und seine beständig anwesende Sorge. Paulus bringt dies in der Nachfolge zum Ausdruck: „... nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebt in mir ... der mich geliebt und sich für mich hingegeben“ (Gal 2,20). Wenn Christus in mir lebt, dann lebe ich im Anderen. In dieser christologischen

Perspektive gehört die christliche Seelsorge in den Raum der Diakonie: Sie ist Dienst am Anderen. Es wundert daher nicht, wenn der evangelische Theologe Arnd Götzelmann mit Bezug auf Heinz Lorenz die Seelsorge bei den vier Grundvollzügen der Kirche unter die Diakonie einordnet.

Neue Professionalisierung

Es kann hier nur kurz angedeutet werden, warum gerade heute eine diakonische Spiritualität die notwendige Grundlage für eine christliche Seelsorge ist. Seelsorge galt viel zu lange als amtliches Geschehen und wurde unter einem Professionalisierungsparadigma einem theologisch oder religionspädagogisch hochqualifizierten Personal vorbehalten. Ausgerechnet dieses wird aber so gut wie gar nicht diakonisch ausgebildet.¹⁰ Ein Grund war die dargelegte Verkürzung der Seelsorge auf sakramentale Vollzüge und die damit einhergehende Alleinzuständigkeit des Klerus mit seinem dem Wesen nach notwendigen besonderen Priestertum. Doch ganz im Sinne der Pastoralkonstitution *Gaudium et Spes* und der wiederentdeckten Lehre vom Allgemeinen Priestertum hat jeder Getaufte eine Befähigung, die Erfahrung seines Glaubens zur Zusage für den Nächsten werden zu lassen. Es scheint an der Zeit, unsere ureigenste Professionalisierung zur Seelsorge nachzuholen: Sich bekennend getaufte Christen können eine besondere Berufung zur individuellen Seelsorge haben.

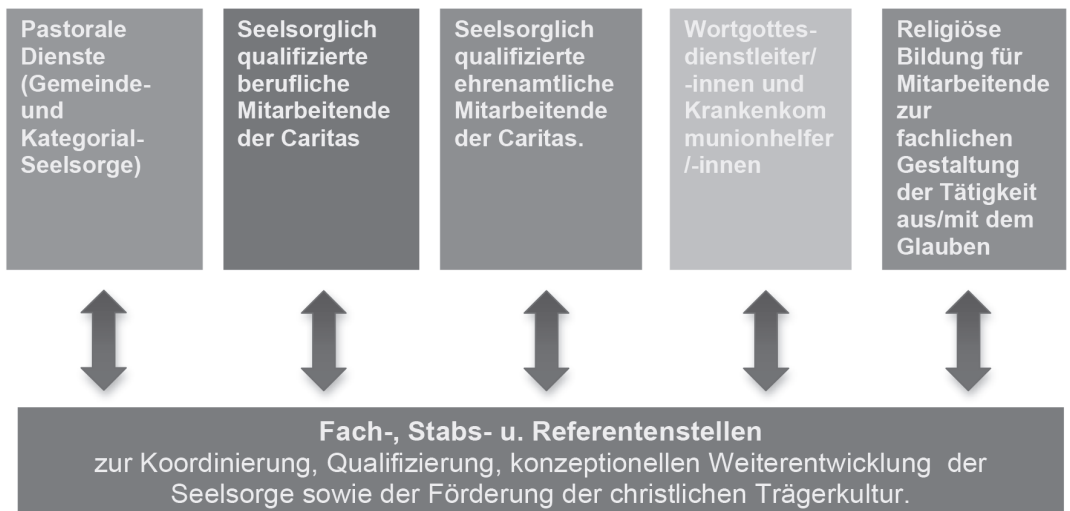
Wer möchte einem an Lebenserfahrungen reichen, durch Qualifikationen z.B. im Sozial- und Gesundheitswesen tätigen Christen mit einer entsprechenden Begabung und Persönlichkeit absprechen, für den Nächsten zur Seelsorgerin oder zum Seelsorger werden zu können? Und ich erspare hier eine erneute Relecture paulinischer Theologie, einen Verweis auf LG 32 oder die Erörterung des Kirchenrechts mit dem can. 208 im CIC.¹¹ Papst Franziskus spricht – wie bereits gezeigt – bereits von der Umsetzung: „Die Kirche wird ihre Glieder – Priester, Or-

densleute und Laien – in diese „Kunst der Begleitung“ einführen müssen, damit alle stets lernen, vor dem heiligen Boden des anderen sich die Sandalen von den Füßen zu streifen (vgl. Ex 3,5).“ Es braucht neue Qualifizierungsmodelle, die den Glauben nicht kerygmatisch an Menschen herantragen, sondern die befähigen, den Glaubensbezug im eigenen Lebensprozess wie beim Nächsten mittels Dialog zu entdecken.

Vom Entstehen neuer Modelle

Auf der dargelegten diakonischen Basis von Seelsorge entwickeln sich mittlerweile in verschiedenen Bistümern neue seelsorgliche Pilotprojekte, die mitunter schon selbst neue Formen pastoraler Dienste erkennen lassen. Es sind Christen, die sich in die „Kunst der Begleitung“ einführen lassen und hierin eine Berufung – manchmal nur auf Zeit – entdecken. Diese Aufbrüche gelingen gerade dort, wo es kaum oder keine angestammten Rollenzuschreibungen für pastorale Dienste gibt: in der Alten- und Behindertenhilfe sowie den Hospizen. Hier gibt es keine Vorbehalte durch Rollenträger. Zum einen, weil nie eine eigene professionelle Seelsorge aufgebaut wurde, wie z. B. in der Altenhilfe, zum anderen, weil die in der kategorialen Seelsorge tätigen pastora-

len Dienste sich weit weniger in einer amtskirchlichen Leitungsfunktion verorten müssen und ihre Haltung durch die diakonischen Mentalität der Einrichtung geprägt wird. Es gibt eine Ungleichzeitigkeit des Mentalitätswechsels, die jedoch alle klassischen Akteure der kirchlichen Pastoral kreativ anfragt und zugleich ihre Erfahrungen braucht. Mit den veränderten Erwartungen an die Seelsorge werden sich die Rollen in der Pastoral verändern. Modelle wie „Begleiter in der Seelsorge“ oder „Ehrenamt begleitet im Glauben“ weisen in diese Richtung. Die Abteilung Seelsorge im Sozial- und Gesundheitswesen im Erzbischöflichen Generalvikariat und die Abteilung Altenhilfe sowie das Referat Caritaspastoral im Diözesan-Caritasverband für das Erzbistum Köln entwickelten in enger Kooperation mit den Caritasverbänden, Fachverbänden und Ordenträgern diese Modelle. Bereits heute zeigen sich drei neue Qualifizierungsmodelle. Berufliche Mitarbeitende werden zu „Begleitern in der Seelsorge“ ausgebildet und beauftragt. Interessierte Christen werden als Freiwillige im Kurs „Ehrenamt begleitet im Glauben“ zur Seelsorge qualifiziert und darüber hinaus werden für Tätige in der stationären und ambulanten Pflege die Kurse „Dem Glauben Gestalt geben“ und „Mit dem Glauben unterwegs“ angeboten.¹² Daneben gibt es klassische Modelle für Kommunionhelferinnen und –



helfer sowie Gottesdienstleiter. Neu ist die Zunahme an Stabs-, Fach- bzw. Koordinierungsstellen für die Seelsorge bei großen caritativen Rechtsträgern.

Das Schaubild zeigt die aktuelle Entwicklung. Am Beispiel des jüngsten Modells „Ehrenamt begleitet im Glauben“ sollen die Möglichkeiten und Grenzen vorgestellt werden.

Ehrenamt begleitet im Glauben – vom Pilotprojekt zum Modell?

Im Altenzentrum Sebastianus Hürth-Gleuel engagieren sich viele Freiwillige – sie organisieren z.B. das Café, welches täglich im Foyer geöffnet ist, begleiten Bewohner zum Arzt oder besuchen sie im Krankenhaus oder kümmern sich – in der „Maulwurfgruppe“ – um die Gartenpflege. Je nach Bedarf bilden sich immer mal wieder neue Gruppen für neue Aufgabenfelder.

Ein neuer Bedarf lautet: Wer begleitet eigentlich die Bewohnerinnen und Bewohner in ihren Glaubensfragen? Eigentlich sollte dies in einer katholischen Einrichtung selbstverständlich sein, aber hinter der Frage steht eine neue Qualität der Begleitung – und die macht eine neue Form der Seelsorge erforderlich.

Die Soziologen haben es schon lange angekündigt: Die Religiosität der Menschen verändert sich. Der alte Satz: „Mit dem Alter kommt der Psalter“ stimmt nicht mehr. Die älteren Menschen sind nicht mehr einfach fromm, mitunter sogar eher kirchenfern. Die Gründe sind hinlänglich bekannt. Und doch stellt sich gerade im Alter die Frage nach dem Sinn des Lebens und dem Erlebten oft neu und dringlicher. Pflegende wie Angehörige erleben, wie manche Bewohner mit ihren Zweifeln und ihrer Ohnmacht einziehen, während andere sich über das neue soziale Miteinander freuen.

Der Anspruch an die Seelsorge wird, wie aufgezeigt, individueller und anspruchsvoller. Es braucht eben mehr als ein Gottesdienstangebot. Die Fragen werden persönlicher, differenzierter und vielfältiger.

Nach einem langen Leben und mit Blick auf die besondere Situation des Alterns, mit dem Verlust von Fähigkeiten, den kleinen alltäglichen Abschieden, dem unausweichlichen Erleben von Krankheit und Sterben im Umfeld wächst der Bedarf, sich mit Anderen über die Fragen und den Sinn des Lebens auszutauschen. Es geht dabei um den eigenen Lebensrückblick, um schicksalhafte Erfahrungen oder unverdientes Glück, um das Gelingen und Scheitern von Lebensentwürfen. Der Alltag und seine persönlichen Geschichten berühren das Unbegreifliche und suchen nach einem vertrauenswürdigen Halt für die eigene Identität.

Ehrenamt wünscht Qualifizierung

Wer aber kann hier Gesprächspartner sein? Wer traut sich dies zu? So entstand die Idee zu einem Projekt: Könnte man nicht an der Seelsorge interessierte Christen als „ehrenamtliche Begleiter/innen in der Seelsorge“ qualifizieren? An mittlerweile zwei Modellstandorten im Rhein-Erft-Kreis und Bonn wurde die Idee Wirklichkeit. Die Caritas im Erzbistum Köln hat mittlerweile rund 20 Ehrenamtliche fortgebildet. Nach einem Informationsabend folgen fünf Module à 4 Stunden, in denen Grundlagen vermittelt werden: Glaubensbiographie und Alter, Seelsorgegespräch, Leben und Arbeiten in stationären Altenhilfeeinrichtungen und Elemente der Seelsorgepraxis. Kursbegleitend hospitieren die Teilnehmer wöchentlich für zwei bis vier Stunden in einem Wohnbereich. In einem Gottesdienst werden sie durch die jeweilige Gemeindegeseelsorge in die Einrichtung gesendet. Die Gruppe „Ehrenamt begleitet im Glauben“ ist nun gemeinsam mit den beauftragten „Begleitern in der Seelsorge“ (berufliche Mitarbeitende) auf dem Weg und trifft sich regelmäßig zum Erfahrungsaustausch.¹³ Es ist ein gemeinsames Hineinwachsen in die Seelsorgepraxis, fachlich begleitet durch Referent(inne)n für Caritaspastoral oder die Beauftragten der Altenheimseelsorge im Erzbistum

Köln. Sie stellen neben der fachlichen Begleitung die nachhaltige Rückbindung an den Bischof sicher, der die Seelsorge verantwortet. Hier kündigt sich ein Rollenwechsel für die traditionellen pastoralen Dienste an! Sie benötigen künftig neben theologischer Bildung und pastoraler Erfahrung vor allem eine Fachlichkeit als Begleiter der Begleiter und eine Kompetenz in der Koordination von konzeptionell verankerter Seelsorge.

Die können Seelsorge!

Die Praxis überzeugt. Neue Ideen greifen Raum und langgehegte Wünsche werden Wirklichkeit: Ein Besuch des Kölner Doms, der Gang zum Grab des Ehepartners oder der besten Freundin. Aber auch der Spaziergang durch das vertraute Viertel, das Anschauen und Erzählen zu Bildern aus dem Fotoalbum. Da ist Zeit für Erinnerung zwischen Dankbarkeit und Fraglichkeit. Ein gemeinsames Gebet aus einem vertrauensvollen Gespräch gibt dem Leben wieder Perspektive oder Trost. Das Wissen darum, dass jemand an mich denkt und die Gewissheit, dass uns der Glaube verbindet, nimmt manchen Zweifel und erlöst von der Erfahrung der Einsamkeit. Die wachsende, sehr persönliche, vertrauensvolle Beziehung verweist auf die gemeinsame Beziehung zu Gott. Vertrauen als Basis der Seelsorge braucht eben Zeit und Zuwendung. Hier entsteht eine erfahrbare Gemeinschaft im Glauben, die, wenn gewünscht, den Zugang zum Gottesdienst und den Sakramenten ermöglicht.

In einem Film zum Projekt sagt eine Bewohnerin: „Man ist froh, wenn man sie (die ehrenamtlichen Begleiter in der Seelsorge) sieht und sie nehmen einen auch mal in den Arm und fragen: Ist auch alles gut? Das hebt die Stimmung, wenn man mal ganz runter ist.“ Diese Erfahrung ist keine Einbahnstraße, denn die ehrenamtlichen Begleiter in der Seelsorge berichten, wie sehr sie das Gespräch mit den Bewohnerinnen und Bewohnern bereichert. Hier geschieht

Seelsorge im Dialog: ein gegenseitiges Alltagspriestertum.

Ergänzung ist willkommen!

Und wie erleben die Mitarbeitenden in der Pflege und in der sozialen Begleitung dieses neue Ehrenamt? Zu sehen, dass die Bewohner Begleitung finden, entlastet und wird mit Freude wahrgenommen. Denn gerade, wenn Fragen und Sorgen aufbrechen, suchen Bewohner nach einer verlässlichen Beziehung. Die ehrenamtlichen Begleiter/innen im Glauben können dies für einzelne Bewohner gut leisten. So sprechen auch die Mitglieder des Pastoralteams von einer längst überfälligen willkommenen Ergänzung der bisherigen Pastoral!

In der Caritas entdeckt die Kirche ihre ursprünglichste christliche Form von Seelsorge wieder. Sie ist die umfassende Sorge eines jeden Christen für den Nächsten. Einander Seelsorgerin und Seelsorger sein – das wird eine immer wichtigere Form individueller seelsorglicher Begleitung. Immer mehr Christen haben dazu den Mut und erwerben sich entsprechende Fähigkeiten. Die Telefonseelsorge verfügt in dieser Hinsicht ebenfalls über enorme Erfahrungen und ist im säkularen Umfeld ein anerkannter Dienstleister mit vielen Ehrenamtlichen. Die St.-Franziskus-Stiftung, Münster, hat in Kooperation mit dem Erzbistum Münster dies auch für die Krankenhauseelsorge ermöglicht. Aufbrüche, die zeigen: Seelsorge wird ehrenamtlicher und vielfältiger!

Anmerkungen:

- ¹ Tomáš Halik, *Berühre die Wunden. Über Leid, Vertrauen und die Kunst der Verwandlung*. Freiburg i. B. 2013, S. 42.
- ² *Evangelii Gaudium: Papst Franziskus. Apostolisches Schreiben Evangelii Gaudium. Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls Nr. 194, Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz Bonn, Nr. 169; S. 121.*

³ Ebd.

⁴ Dies meint Madeleine Delbr el, wenn sie sagt: „Ivry war meine Schule angewandten Glaubens“, Madeleine Delbr el, Wir Nachbarn der Kommunisten: Diagnosen. Übersetzung und Vorwort von Hans Urs von Balthasar. Einsiedeln 1975. S. 263.

⁵ Vgl. zur Diskussion: Doris Nauer, Spiritual Care statt Seelsorge? Stuttgart 2015, S.14-19.

⁶ In einem Gespr ach zu neuen seelsorglichen Diensten zitierte ein Priester aus Trier den Satz eines dortigen Synodenteilnehmers: „Die Seelsorge verdampft auf den Altären.“ Er bemerkt, dass ihm hieran deutlich geworden sein, wie ritualisiert die heutige Sakramentenspendung empfunden wird und wenig diese in den großen Pastoralbezirken an den Erfahrungskontext einer beziehungsreichen Seelsorge rückgebunden ist.

⁷ Zum Begriff Seelsorge im jüdisch-christlichen Verständnis: Doris Nauer, Seelsorge in der Caritas, Freiburg i. B. 2007, S.12ff.

⁸ Vgl. Manfred Seitz, Worum es geht, wenn wir „Seelsorge“ sagen: P tS. Magazin für Psychotherapie und Seelsorge Februar 2011, S.6-9, hier S.7.

⁹ Ebd.

¹⁰ Lehrstühle für Caritas oder Diakonie sind unbekannt oder wurden wie Lehrstühle für christliche Gesellschaftslehre mitunter wieder aufgegeben. Gibt man das Stichwort Caritas z.B. im Studiengang katholische Theologie an der katholischen Fakultät in Bonn ein, findet man ein fakultatives Seminar. Wie in der evangelischen Kirche steht der liturgisch-kerygamtische Auftrag des Pastoren- oder Pfarrerdienstes im Vordergrund der Lehre. Vgl. Werner M. Rusche, „Diakonie erfahren heißt erkennen: Kirche lebt!“: Volker Hermann und Martin Horstmann (Hg.), Studienbuch Diakonie Bd.2. diakonisches Handeln. diakonisches Profil. diakonische Kirche, Göttingen 2006.

¹¹ Can. 208 – Unter allen Gläubigen besteht, und zwar aufgrund ihrer Wiedergeburt in Christus, eine wahre Gleichheit in ihrer Würde und Tätigkeit, kraft der alle je nach ihrer eigenen Stellung und Aufgabe am Aufbau des Leibes Christi mitwirken.

¹² Alle Modelle werden vorgestellt unter: www.caritas-pastoral.de. Eine ausführliche Diskussion zum Kölner Ansatz findet sich bei Doris Nauer, Spiritual Care S.195ff.

¹³ Beide Modelle sind klar zu unterscheiden und haben jeweils eigene Voraussetzungen, die sich aus dem Kontext von beruflichem bzw. ehrenamtlichem Herkommen ergeben. Auch sind Aufgabenbereiche und Verbindlichkeit des Angebots nicht deckungsgleich.

Andreas Bell

„Eine neue Lehre mit Vollmacht?“

 ber einen Paradigmenwechsel in der Fundamentaltheologie

Vertraute Ansätze

Unter den verschiedenen theologischen Disziplinen gilt die Fundamentaltheologie nicht als die attraktivste, zumindest wenn man auf die Zahl der Abschlussarbeiten und Promotionen sieht.  ber die Gründe kann nur spekuliert werden, aber das Fach gilt bei vielen hinter vorgehaltener Hand als schwierig und unergiebig.

Für gewöhnlich versteht man unter Fundamentaltheologie diejenige theologische Wissenschaft, die versucht, die *Plausibilität* des christlichen Glaubens mit den Mitteln der Vernunft aufzuweisen. Zwar lässt sich die Wahrheit des christlichen Glaubens und insbesondere seiner Grundgeheimnisse nicht mit der Vernunft beweisen, aber – so der theologische Mainstream – man könne doch Gründe dafür angeben, warum es besser ist zu glauben als nicht zu glauben.

Wenn sich die Existenz und die Allmacht Gottes nachweisen lässt, dann kann er nicht nur jederzeit in den Lauf der Welt eingreifen, sondern sich selbstverständlich auch offenbaren, und es ist eventuell sogar mit einer göttlichen Offenbarung zu rechnen. Der Mensch ist für einige Theologen von Natur aus auf eine solche Offenbarung ausgerichtet, ja er ist von vornherein als „Hörer des Wortes“ konstituiert. Es ist nur noch notwendig, aufzuweisen, dass eine solche Offenbarung sich tatsächlich ereignet hat.

Lässt sich dies mit hinreichender Wahrscheinlichkeit bejahen, etwa wegen begleitender Wunder und Prophezeiungen, folgt daraus so etwas wie eine Verpflichtung zu

glauben. Was auch immer offenbart wird, ist jedenfalls auf Gottes Autorität hin anzunehmen. Die Wahrheit des Offenbarungsinhalts ist dann allerdings erst dem Glauben selbst zugänglich, und es bedarf zum Glauben selbst der göttlichen Gnade. Die Vernunft kann nur bis dicht an die Entscheidung zum Glauben heranführen, aber die Entscheidung selbst ist dann Folge der Gnade.

Der Offenbarungsinhalt selbst wird in dieser Sicht eher der Dogmatik überlassen. Er bleibt in der herkömmlichen Fundamentaltheologie noch wie eingeklammert. Mit ihm beschäftigt sie sich höchstens insofern, als sie eventuell versucht, wenigstens seine Nichtwidersprüchlichkeit nachzuweisen. Aber die Tatsache der Offenbarung, die mit der Vernunft erkannt wird, und der Inhalt der Offenbarung, dessen Wahrheit zu glauben ist, sind nur rein faktisch miteinander verbunden. Man könnte sich prinzipiell auch andere Offenbarungsinhalte vorstellen.

Im Lauf der Heilsgeschichte wird die Offenbarung immer mehr ausgeweitet, bis sie dann in Jesus Christus ihre Fülle erreicht und „irreversibel“ geworden ist.

Die Vernunftgemäßheit des Glaubens besteht in dieser Sicht in seiner Plausibilität. Er muss im Rahmen der Vernunft Platz finden können. Um glauben zu können, muss man vernünftige Gründe haben; denn sonst wäre es vielleicht sogar unsittlich zu glauben. Zwingend dürfen diese Gründe allerdings auch wieder nicht sein, weil sonst der Glaube keine freie Entscheidung mehr wäre.

Wem diese Zusammenfassung zu simplifizierend erscheint, findet sie seit August 2013 (und im Juni 2014 bereits in der 5. Auflage) nur bestätigt in dem Buch von Kurt Flasch: *Warum ich kein Christ bin – Bericht und Argumentation*. Der Autor beschreibt, was viele Gläubige, auch Theologen, quält und schier zur Verzweiflung treibt.

Trotzdem sind alle mir bekannten Fundamentaltheologien weiterhin zumindest der Überzeugung, die Vernunft könne die

Möglichkeit einer Offenbarung erweisen. Demgegenüber trifft es zwar zu, dass man nicht die Unmöglichkeit einer Offenbarung nachweisen kann, aber dies ist durchaus noch kein Beweis ihrer Möglichkeit. In der Jurisprudenz ist ja ein Freispruch mangels Beweisen auch noch nicht der Beweis von Unschuld.

Religionsphilosophisch könnte man diese Ansätze als Spielarten einer klassischen Substanzmetaphysik bezeichnen. Gott und seine Offenbarung sind Objekte der vernünftigen Erkenntnis. Sie stehen in ihrem Sein in Wechselwirkung zu anderen Seienden. In Strömungen wie der Prozesstheologie kann man anhand dieser Wechselwirkungen geradezu Gott beobachten.

Eine Alternative

In diametralem Gegensatz dazu steht das Werk von Peter Knauer SJ, *Der Glaube kommt vom Hören – Ökumenische Fundamentaltheologie*. Es erschien zum ersten Mal 1978 und ist seit Oktober 2015 in 7. Auflage, erneut gründlich bearbeitet, wieder verfügbar.¹ Anstatt den christlichen Glauben plausibel machen zu wollen, stellt das Buch ihn zunächst in geradezu erschreckender Weise völlig in Frage. Mehr noch, der Autor provoziert geradezu jeden denkbaren Widerspruch, damit sich der Glaube vor der Vernunft verantworten muss. Knauer fordert eine logisch kohärente Auseinandersetzung mit der christlichen Botschaft, die ohne Vorannahmen auskommt. Man kann seinen Ansatz auch als hermeneutische (verstehensorientierte) Fundamentaltheologie bezeichnen.

Mit „logisch kohärenter Auseinandersetzung“ ist gemeint, dass man zunächst die grundlegenden Fragen identifizieren muss und erst *nach ihrer* Beantwortung zu denjenigen Fragen geht, die sich erst jetzt richtig verstehen lassen. In der Physik müsste man also erst die Schwerkraft erklären, bevor man sich daran macht, die Fallgesetze zu berechnen. Dieser Logik zufolge sind auch die Fragen an die christ-

liche Botschaft in ihrer natürlichen und sachgemäßen Reihenfolge zu stellen.

Zur Reihenfolge der Fragen

Eine hermeneutische Fundamentaltheologie beginnt zwangsläufig mit der Frage nach ihrem eigenen sachgemäßen Anfang. Das kann zum Beispiel nicht die Frage nach dem Sinn des Lebens oder dem Grund für das Leiden sein; diese Fragen werden nie zum Namen Jesu führen. Es kann auch nicht die Frage nach der Existenz Gottes sein. Denn danach zu fragen ist vollkommen sinnlos, solange man nicht einmal wirklich die Bedeutung des Wortes „Gott“ kennt. Vielmehr kann christliche Fundamentaltheologie nur dadurch in Gang kommen, dass einem die christliche Botschaft geschichtlich bereits begegnet ist (was man nicht durch die eigene Erfindung herstellen kann) und man sie zu befragen beginnt.

Die christliche Botschaft beansprucht von sich, „Wort Gottes“ zu sein, und bittet deshalb um Gehör, weil sie Menschen aus der mit seiner Todesverfallenheit mitgegebenen Macht der Angst um sich selbst befreien könne, die sonst immer wieder die Wurzel aller Unmenschlichkeit ist. „Wort Gottes“ ist daher der Grundbegriff dieser Fundamentaltheologie. Aber es steht natürlich noch keineswegs von vornherein fest, dass die christliche Botschaft tatsächlich „Wort Gottes“ ist. Zunächst ist nur danach zu fragen, wie denn die christliche Botschaft gemäß ihrem Anspruch tatsächlich als „Wort Gottes“ verstanden werden kann.

Die logisch erste Frage ist dann, wer denn „Gott“ überhaupt sein soll, nicht aber zum Beispiel, woher die christliche Botschaft denn wissen wolle, dass sie „Wort Gottes“ sei; denn man weiß ja noch gar nicht, was mit „Wort Gottes“ gemeint ist.

Die Schöpfungslehre als Ausgangspunkt „relationaler Ontologie“

Eine Antwort auf die Frage, was das Wort „Gott“ im Kontext der christlichen Rede

von „Wort Gottes“ bedeuten soll, scheint deshalb zunächst schwierig zu sein, weil die christliche Botschaft ja seit jeher sagt, Gott falle gar nicht unter Begriffe, sondern sei „unbegreiflich“. Man kann ihn auch nicht wenigstens „ein Stück weit“ begreifen, sondern einfachhin nicht. Aber wie kann man dann überhaupt noch von ihm reden? Anstatt jetzt zu spekulieren, kann nur konsequenterweise die christliche Botschaft selbst gefragt werden, und sie behauptet, man könne Gott aus der Schöpfung erkennen. Der Grund unserer Rede von Gott ist einfachhin alles, was existiert.

Bereits an dieser Stelle unterscheidet sich der Ansatz des Autors von sonstigen Fundamentaltheologien. In seiner Erklärung des Schöpfungsbegriffs führt Knauer den Nachweis, dass man die gesamte Welt – aufgrund ihrer dialektischen Struktur als Einheit von Gegensätzen – nur dann widerspruchsfrei beschreiben kann, wenn man sie als ein „restloses Bezogensein auf ... / in restloser Verschiedenheit von ...“ versteht. Das Woraufhin eines solchen restlosen (und damit auch einseitigen) Bezogenseins nennt die christliche Botschaft „Gott“. Gott ist „ohne wen nichts ist“. Man begreift also von Gott immer nur das von ihm Verschiedene, das auf ihn verweist. Es bleibt bei der Unbegreiflichkeit Gottes, die aber nicht dasselbe wie Unerkennbarkeit ist. Jedenfalls wissen wir nicht erst, wer Gott ist, um dann im zweiten Schritt zu sagen, die Welt sei seine Schöpfung, sondern auch nach kirchlicher Lehre ist es nur von der Geschöpflichkeit der Welt her möglich, hinweisend („analog“) in Bezug auf Gott sinnvoll zu sprechen. Die Welt wird nicht durch Gott erklärt sondern durch ihre Geschöpflichkeit. Gott kann grundsätzlich nie „verwendet“ werden, auch nicht zu „Erklärungsversuchen“ oder sonstigen Argumentationen. „Aus dem Nichts geschaffen sein“ bedeutet: Könnten wir unser Geschaffensein beseitigen, bliebe nichts von uns übrig. Unser Sein und unser Geschaffensein sind formal identisch. Anders gesagt, es gibt nicht erst die Welt und dann ist sie auf den Schöpfer bezogen, sondern in dem

Maße, in dem sie überhaupt ist, ist sie bereits restlos geschaffen und somit Verweis auf Gott, eben „Relation“. Geschaffensein ist keine zusätzliche Eigenschaft der Welt, sondern sie selbst. Aufgrund dieser Einsicht versteht der Autor seinen Ansatz als „relationale Ontologie“.

Neue Fragen entstehen

Bereits hier zeigt sich die Kraft dieses Ansatzes. In einer relationalen Ontologie kann man Gott kein „Zulassen“ mehr zuschreiben. Die Theodizeefrage in ihrer gängigen Form „Wie kann Gott das Leid zulassen?“ stellt sich Gottes Allmacht nur wie eine ins Unendliche gesteigerte weltliche Macht vor und lokalisiert Gott damit in der Welt als dem Bereich der Wechselwirkungen. Die Theodizeefrage beruht selber bereits auf logischen Widersprüchen und bedarf deshalb keiner Antwort. Sie ist vielmehr durch die Frage zu ersetzen, was der Glaube für den Umgang mit dem Leid ausmacht. Auch die immer wieder gehörte Frage, warum Gott dies oder jenes existieren lässt oder geschaffen hat, setzt fälschlich voraus, dass wir mit unserem Denken noch über Gott und Welt stünden.

Die relationale Ontologie verweist auf tiefer liegende Probleme. Denn dieses so gewonnene Gottesverständnis, wonach zwar nichts ohne Gott existieren kann, Gott selbst aber kein Systembestandteil der Welt ist, sondern „im unzugänglichen Licht wohnt“ (1 Tim 6,16), läuft paradoxerweise gerade auf den größten denkbaren Einwand gegen die Rede von einem „Wort Gottes“ hinaus. Geschaffensein ist eine einseitige Relation auf Gott, in der die Welt und alles in ihr vollkommen aufgeht. „Wort Gottes“ schiene aber so etwas wie eine Zuwendung Gottes zur Welt auszusagen und ihn damit auf die Welt zu beziehen und insofern von ihr abhängig zu machen. Aber damit würde bereits das „Aus dem Nichts Geschaffensein der Welt“ wieder bestritten. Sie ginge ja nicht mehr restlos in ihrem Bezogensein auf Gott auf,

sondern wäre ihrerseits für eine Beziehung Gottes auf sie konstituierend. Gott wäre nicht mehr Gott, sondern doch wieder Systembestandteil der Welt.

Wieder folgt Knauer seinem Ansatz, die christliche Botschaft daraufhin zu befragen, ob sie auf diesen Einwand antworten kann. Kann sie sich selber gerade durch ihren Inhalt als „Wort Gottes“ verständlich machen?

Die Dreifaltigkeitslehre ist die Lösung, nicht das Problem

Wer Christ wird, wird hinein getauft in den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Zur Erklärung greift Knauer auf die Formulierung des Konzils von Florenz (1439–1445) zurück: Die christliche Botschaft spricht von Gott als Vater, Sohn und Heiligem Geist, einem einzigen Gott in drei voneinander unterschiedenen Personen (drei Selbstpräsenzen ein und derselben Wirklichkeit). Der Vater ist Selbstpräsenz Gottes (Relation der Wirklichkeit Gottes auf sich selbst) ohne Ursprung. Der Sohn ist eine Selbstpräsenz Gottes, die den Vater als ihren Ursprung voraussetzt. Und der Heilige Geist als die Liebe zwischen beiden ist eine Selbstpräsenz Gottes, die von Ewigkeit her den Vater und den Sohn voraussetzt als ihren einen Ursprung. Weil aber der Sohn alles, was er ist oder hat, vom Vater und von ihm allein hat, hat er auch dies vom Vater allein, zusammen mit ihm Miter sprung des Heiligen Geistes zu sein. Deshalb kann man mit den Ostkirchen vom Vater als dem alleinigen Letztursprung des Heiligen Geistes sprechen.

In der relationalen Ontologie erscheint die Taufe als Offenlegung, dass wir bereits hineingeschaffen sind in die ewige Liebe zwischen Vater und Sohn, die der Heilige Geist ist. Gott hat keine andere Liebe als diese, die ewig und unbedingte ist. Gottes Liebe zur Welt hat von vornherein nicht ihr Maß an der Welt und wird auch nicht von der Welt konstituiert und unterliegt

keinem Wandel. Aber nur in einem dreifaltigen Gottesverständnis kann man überhaupt von Gemeinschaft der Schöpfung mit Gott definitiv sinnvoll sprechen.

Anders als für andere Autoren stellt Knauer die Dreifaltigkeit Gottes nicht als unverständliches Geheimnis dar. Selbst wenn es im neuen Gotteslob in einem Dreifaltigkeitslied heißt: „Was wir auf Erden nicht verstehn, lass uns dereinst im Himmel sehn“ (Nr. 356,6). Aber wie könnte ein „Wort Gottes“ überzeugend sein, wenn man es gar nicht versteht?

Knauer versteht unter einem Glaubensgeheimnis etwas, was man nicht an der Welt ablesen kann und was deshalb eigens zur Welt dazugesagt werden muss; und man kann es als wahr nur im Glauben selbst erkennen. Aber mit logischen Schwierigkeiten, Rätselhaftigkeit oder gar Unverständlichkeit hat dies überhaupt nichts zu tun. Darin entspricht der Autor der liturgischen Regel, dass in jeder Eucharistiefeier die Gläubigen aufgefordert werden, das „Geheimnis des Glaubens“ laut auszusprechen – eben damit es kein Geheimnis mehr bleibt. Dogmen wie die Dreifaltigkeit Gottes sind nicht Aussagen, die man ohne zu fragen anzunehmen hat im Sinn von „das muss man eben glauben“, sondern es sind in Wirklichkeit Aussagen, von denen garantiert wird, dass gerade ihnen nachzufragen sich lohnt.

Das „Wort“ Gottes als Problem in der relationalen Ontologie

Stellt sich nicht mit der Aussage, dass es gar nicht an der Welt ablesbar sein kann, dass sie in die Liebe zwischen Gott und Gott, zwischen dem Vater und dem Sohn, die der Heilige Geist ist, aufgenommen ist, wieder ein neues, scheinbar unlösbares Problem? Woher kann man dann überhaupt darum wissen? Und existiert nicht „Wort“ nur als Kommunikation unter Menschen? Wie kann denn ein Wort, das doch nur ein menschliches Wort sein kann, wirklich „Gottes Wort“ sein?.

Wieder wird diese Frage an die christliche Botschaft selber gestellt. Sie antwortet darauf durch ihre Rede von der Menschwerdung des Sohnes. An ihn als den Sohn Gottes glauben – was die Zusammenfassung des ganzen christlichen Glaubens ist –, bedeutet, aufgrund seines menschlichen Wortes darauf zu vertrauen, zusammen mit ihm und nach seinem Maß von Gott mit der Liebe angenommen zu sein, in der Gott ihm als dem Sohn von Ewigkeit her zugewandt ist.

Das christologische Dogma von Chalcedon erläutert, Jesus Christus sei als der Sohn wahrer Gott und wahrer Mensch, und zwar – darauf kommt es an – „ohne Vermischung“ und „ohne Trennung“. Gewöhnlich sind Theologen angesichts dieser Formulierung vollkommen ratlos. In der üblichen Substanzmetaphysik gibt es nur entweder Trennung oder Vermischung, aber nicht weder das eine noch das andere. Ein Glas Wein und ein Glas Wasser kann man nur entweder vermischen oder man muss sie getrennt voneinander halten; ein Drittes scheint es nicht zu geben und lässt sich auch nicht benennen. Im Youcat zum Beispiel kann man lesen: „Die berühmte Formel ‚ungetrennt und unvermischt‘ (Konzil von Chalcedon) versucht nicht zu erklären, was für den menschlichen Verstand zu hoch ist, sondern hält sozusagen die Eckpunkte des Glaubens fest. Sie bezeichnet die ‚Richtung‘, in der das Geheimnis der Person Jesu Christi gesucht werden kann“ (Nr. 77).

„Si tacuisses“ möchte man sagen. Denn unter Voraussetzung einer relationalen Ontologie stellt sich das Problem nicht. Unser Glaube hat nichts Kompliziertes an sich. „Ohne Vermischung“ heißt: Gottsein und Menschsein sind nicht dasselbe, sondern voneinander unterschieden. Das eine ist nicht das andere. Sie haben weder eine gemeinsame Schnittmenge noch auch nur einen Berührungspunkt. Und „ohne Trennung“ bedeutet, dass sie aber durch die Relation der göttlichen Selbstpräsenz, die der Sohn ist, miteinander verbunden sind. Der Mensch Jesus mit seiner menschlichen Selbstpräsenz ist hineingeschaffen in die

Beziehung der Selbstpräsenz Gottes, die der Sohn ist. Da diese seine letzte und tragende Selbstpräsenz ist, macht sie seine Person aus. Man spricht deshalb von der „hypostatischen Union“. Dabei bleibt seine menschliche Selbstpräsenz, die man im Unterschied zu „Person“ als seine menschliche „Persönlichkeit“ bezeichnen könnte, voll erhalten. Ihm fehlt nichts von allem, was auch jeder andere Mensch hat. Es ist das eine göttliche Personsein, das Menschsein und Gottsein miteinander verbindet. Für „ohne Vermischung“ kann man auch „unterschieden“ sagen, und für „ohne Trennung“ „verbunden“. Man darf natürlich nicht, wie es sonst gerade in theologischen Schriften aufgrund einer bloßen Substanzmetaphysik immer wieder geschieht, „unterscheiden“ mit „trennen“ verwechseln.

Aufgrund heutiger Glaubensverkündigung hat man im Glauben Zugang dazu, dass der Urheber der christlichen Botschaft selber der Sohn ist, in dessen Verhältnis zum Vater, nämlich die Liebe zwischen dem Vater und dem Sohn, die der Heilige Geist ist, wir Menschen hineingeschaffen sind. Die Glaubenden sind diejenigen, die dies aufgrund der Botschaft Jesu bereits vertrauend erkannt haben und es weitersagen. Denn es ist eine Botschaft, die die ganze Welt umfasst und angeht. Der Sohn Gottes ist also Mensch geworden, um uns in menschlichem Wort sagen zu können, dass und wie wir durch ihn mit Gott Gemeinschaft haben. Um dieser Botschaft willen und weil er für sie Anhänger gefunden hat, wurde er gekreuzigt.

Die Kirche in den Kirchen

Die eine, heilige katholische und apostolische Kirche ließe sich dann als das fort-dauernde Geschehen der Weitergabe des Wortes Gottes definieren; sie subsistiert (= ist voll gegenwärtig) in der römisch-katholischen Kirche, aber natürlich auch in allen anderen christlichen Kirchen, die tatsächlich den Glauben als das Anteilhaben am Gottesverhältnis Jesu verkünden. Irenäus von Lyon sagt: „Da der Glaube ein und der-

selbe ist, hat keiner mehr, der viel über ihn sagen kann, und keiner hat weniger, der wenig über ihn sagen kann.“

Der christliche Glaube ist also nicht ein aus vielen Einzelwahrheiten, wenn auch dann wenigstens harmonisch, zusammengesetztes Ganzes, sondern die vielen einzelnen Glaubensaussagen entfalten immer nur das eine und einzige Grundgeheimnis des Glaubens, das Geheimnis der Gemeinschaft mit Gott durch Jesus Christus in der Anteilhabe an seinem Verhältnis zum Vater. Dagegen stellt die verbreitete, aber doch eher abwegige Vorstellung, dass jemand einen unvollständigen Glauben haben könnte, eines der Haupthindernisse für die ökumenische Verständigung dar; sie ist gleichsam der Balken im eigenen Auge und sollte dort heftige Schmerzen verursachen.

Niemand kann sich den christlichen Glauben selber ausdenken; aufgrund seines Wesens kann man ihn nur von anderen gesagt bekommen: „Der Glaube kommt vom Hören“ (Röm 10,17). Dies gilt nicht nur von jedem einzelnen Christen, sondern auch von jeder christlichen Gemeinde. Die der Kirche unverlierbare [!] (vgl. Lumen gentium 27,2) Amtsstruktur ist darin begründet, dass es seinen Ausdruck finden können (aber nicht müssen) muss, dass auch der Glaube aller zusammen noch immer vom Hören kommt. Dies kann zuweilen latent bleiben, aber als notwendige Möglichkeit von Amtsträgern kann die Amtsstruktur niemals völlig fehlen. Einzelne Glaubende kann es ohnehin nur aufgrund ihrer Gemeinschaft mit anderen Glaubenden geben.

Wie von der Menschwerdung des Sohnes, so kann man nach LG 8,1 von einer Kirche-werdung des Heiligen Geistes sprechen. Der Heilige Geist ist ein und derselbe in Christus und in den Glaubenden, und das macht das Wesen der Kirche aus.

Eine neue Gnadentheologie

Doch könnte der Begriff „Wort Gottes“ noch immer ein großes Problem stellen.

Wie kann denn eine nur einseitig auf Gott bezogene Welt jemals die Gnade Gottes, die Gemeinschaft mit Gott empfangen? Es ist doch gar nicht möglich, dass sie wie von außen in den Bereich der Gnade Gottes hineingelangt bzw. aus eigener Kraft Gottes Gnade annehmen kann. Wie kann ein Endliches des Unendlichen fähig sein?

Auch darauf antwortet die christliche Botschaft selber mit der Aussage, dass alles von vornherein in Christus geschaffen sei. Zum Glauben kommen, bedeutet dann bloß, die Illusion aufzugeben, die von vornherein nur eine Illusion war, dass man in der eigenen Todesverfallenheit letztlich auf sich allein gestellt sei.

Vernunft und Glaube: kein Problem mehr

Für diese neue Fundamentaltheologie stellt sich die Frage nach dem Verhältnis von Vernunft und Glaube überhaupt erst jetzt, nachdem zuerst erläutert worden ist, worum es in der christlichen Botschaft und im Glauben letztlich und im Grunde geht.

Der christliche Glaube kann sich keineswegs auf irgendwelche Vernunftgründe stützen. Er ist gar nicht „glaubwürdig“ im Sinn einer bloßen Plausibilität. Man kann nicht einmal mit der Vernunft positiv nachweisen, dass der christliche Glaube nicht widersprüchlich ist.

Es muss jedoch möglich sein, alle *Einwände* der Vernunft gegen den Glauben auf dem Feld der Vernunft selbst zu entkräften. Also müssen sich auch alle eventuellen Versuche, dem Glauben Widersprüchlichkeit nachzuweisen, mit der Vernunft als nicht stichhaltig aufzeigen lassen. Die Vernunft dient dem Glauben nicht als Stütze, sondern wie ein Türhüter gegen alle Missverständnisse. Deshalb ist der Glaube an einer möglichst kritischen Vernunft geradezu mehr als an seiner eigenen Wahrheit interessiert. Dem Aberglauben hingegen ist nichts lieber, als den Glauben öffentlich innig zu umschlingen, während dem Glauben nichts unerträglich-

cher als eben dies ist. Doch gegen Aberglauben hilft gerade in der Sicht des Glaubens nur die Vernunft.

Statt von einer „Glaubwürdigkeit“ des christlichen Botschaft zu sprechen, sollte man von ihrer „Glaubens-Würdigkeit“ sprechen. Sie ist desjenigen Glaubens wert, der nach 1 Kor 12,3 das offenbare Erfülltsein vom Heiligen Geist ist.

Glaube und Moral im neuen Verhältnis

Wie wirkt sich christlicher Glaube auf das Handeln aus? Er bringt keine neuen sittlichen Verpflichtungen mit sich, sondern befreit aus der Macht derjenigen Angst des Menschen um sich, die ihn sonst daran hindert, die bereits mit seinem bloßen Menschsein mitgegebenen Verpflichtungen zu erfüllen. Die Moral erfordert geradezu den Glauben als eine Motivation, das umzusetzen, was das Gewissen schon im Vorfeld des Glaubens einfordert.²

Fazit

Das Werk behandelt alle Probleme, die heutige Menschen mit dem christlichen Glauben haben, solange er ihnen nur wie im verschlossenen Briefumschlag weitergegeben wird: Angefangen von Schöpfung über Theodizeefrage bis zu Erbsünde, Unbefleckte Empfängnis Mariens, Jungfrauengeburt, Wunder, Erlösung durch das Kreuz, Auferstehung, Himmelfahrt, Inspiration, Kanon, Schrift allein oder Schrift und Tradition, Verhältnis zu anderen Religionen, Sakramente, Transsubstantiation, Hierarchie, Unfehlbarkeit, Zölibat, selbst Frauenordination. Für alle diese Probleme wird eine leicht verstehbare und kaum widerlegbare Antwort gegeben.

Auf diesem Hintergrund wirkt es befremdlich, dass die meisten Vertreter der klassischen Substanzmetaphysik keine Stellung zu dem Werk beziehen, und wenn, dann manchmal in polemischer Weise. Es

scheint, als wäre das Bewahren der Probleme wertvoller als das Lösen.

Der interessierte Leser aber erlebt dabei „eine Überraschung nach der anderen“ (Herder Korrespondenz). Es ist ein „sympathisches Buch, das [...] ganz römisch katholisch ist und dabei evangelisch argumentiert“ (Materialdienst des Konfessionskundlichen Instituts Bensheim). In seinem Ansatz liegt es den konfessionellen Differenzen voraus. Es fordert nur zum durch nichts ersetzbaren aufmerksamem und kritischen Mitdenken auf, und das wird man wohl nicht im Ernst als einen Nachteil ansehen können.

Anmerkungen:

¹ Peter Knauer, *Der Glaube kommt vom Hören – Ökumenische Fundamentaltheologie*, 7. Auflage, neu bearbeitet. Norderstedt: Books on Demand 2015, ISBN 9783783637168, 432 S. (davon 23 Seiten mit farbigen Graphiken), auf Bestellung erhältlich im Buchhandel oder <http://www.bod.de/buchshop.html> für Euro 15.00.

² Die Frage, was vom Gewissen eingefordert werden darf oder muss, beantwortet Knauer in Überarbeitung eines Ansatzes von Thomas von Aquin in Peter Knauer, *Handlungsnetze – Über das Grundprinzip der Ethik*. Frankfurt 2002, Books on Demand: ISBN 3-8311-0513-8.

Christoph Stender

Unausgesprochen verkümmert Glaube vor aller Öffentlichkeit

Wege zur Sprachbefähigung des Glaubens

Erschrocken

Der christliche Glaube kommt im deutschsprachigen Raum primär nicht nur deswegen abhanden, wie Karl Rahner SJ im ausgehenden 20. Jh. noch prognostizierte, weil der Gläubige kein Mystiker¹ geworden ist, sondern weil die Fähigkeit vernünftig und emotional vom Glauben zu sprechen besonders jungen Christen mangels entsprechender Lernorte nicht (mehr) möglich ist und somit immer weniger vom Glauben erzählt wird. In Folge wird es für zukünftige Generationen kaum noch was vom Glauben zu hören geben! Die Weitergabe des Glaubens und so der Glaube selbst verkümmern hinter der Wort- und Sprachlosigkeit.

Nachdenken

In diesem Artikel möchte ich in die Zukunft blickend über existentielle Wesenszüge des christlichen Glaubens und derer nachdenken, die zukünftig Glaubensgemeinschaft (Erzählgemeinschaft/Kirche) sein könnten. Deswegen wird hier kein Trauergesang angestimmt über das, was früher einmal alles besser gewesen sein mag, wie zum Beispiel übersichtlichere Gemeinden, mehr Priesterweihen, besser besuchte Gottesdienste, lebendigeres Gemeindeleben usw. Hier geht es darum, den immer schon existentiellen Wesenszug der Glaubensgemeinschaft der

Christen, wie er weltweit von Gültigkeit ist, im deutschsprachigen Raum zukunftsfähig zu machen: die Weitergabe des Glaubens im Wort.

Fakt ist: Der christliche (ausgesprochene) Glaube kommt unserer westlichen Gesellschaft immer mehr abhanden. Das lässt sich u.a. festmachen an äußeren Faktoren wie Kirchenbesuch und Gemeindegliederung, an emotionalen Faktoren wie Patchwork-Mentalität in Sachen Glaubensgut sowie an kognitiven Faktoren wie dem abnehmenden Wissen über Religion und deren Vollzug. Dies belegen Studien², die in ihren Detailerkennnissen verschieden sind, in ihrer Richtung aber eindeutig: zunehmende Distanz zu kirchlichen Institutionen und eine Abnahme persönlicher Bindungen an (herkömmlichen) Ausdrucksformen des Glaubens. Klar, das ist nichts Neues.

Fakt ist aber auch: Etwa die Hälfte der Deutschen glauben³ an einen Gott, ohne dass damit automatisch eine kirchliche Bindung einhergeht. Lauteten noch bis in die 2010er Jahre die Gründe, Distanz zur Kirche zu halten, z. B. ihre Weltfremdheit, die Missbrauchsskandale, steigende Unglaubwürdigkeit, das Limburger Bischofshaus und verkrustete Hierarchien, so muss in den letzten Jahren zunehmend zur Kenntnis genommen werden: „Nicht-Gläubigkeit als solche ist bekenntnisfähig geworden.“⁴

Feststellen

Wir können unterschiedlicher Auffassung sein wie der christliche Glaube gedeutet, ausgelegt oder interpretiert werden kann. Wir können darüber streiten welche Passagen der Heiligen Schrift besonders wichtig sind und welche nicht. Wir können unversöhnlich geteilter Meinung darüber bleiben ob viel oder weniger Theorie, Liturgie, Praxis und Gefühl zum Glauben dazugehören. Eine Tatsache aber bleibt unbestreitbar, eine die wir gemeinsam haben, über die man eben nicht streiten kann: Unser

Glaube kommt „vom hören“⁵ Allen Christinnen und Christen ist gemeinsam, dass ihrem Glauben vorrausgegangen ist (und vorrausgeht), von ihm gehört zu haben, etwas erzählt bzw. ihn vermittelt bekommen zu haben.⁶

Die Wurzeln des Christentums, eingebettet in den Mutterboden des Judentums, wurden von Anfang an genährt von einer Erzählkultur: einander mitteilen, miteinander sprechen und miteinander streiten (disputieren). Jesus war ein Erzähler, von dem erzählt wurde.

Ein vertrautes und „aktuelles“ Beispiel: „Am gleichen Tag waren zwei von den Jüngern auf dem Weg in ein Dorf namens Emmaus, das sechzig Stadien von Jerusalem entfernt ist. Sie sprachen miteinander über all das, was sich ereignet hatte (...).“ Die ganze Story (Lk 24,13-19) erzähle ich nun nicht, denn sie haben bestimmt gehört wie es weitergeht, oder?

Geschichte

Die ersten Christen begründeten eine Gemeinschaft, die primär als Erzählgemeinschaft zu charakterisieren ist, kraftvoll überliefert u.a. in der neutestamentlichen Erzählung „vom Weg nach Emmaus“. Die Kraft der christlichen Botschaft konnte sich nur in dem Erzählten, dem mit-geteilten Wort entfalten. Würde die christliche Botschaft nicht eingekleidet in das Wort, sie bliebe ungehört, und das wäre unerhört.

Die Kraft der christlichen Botschaft hat sich in vielen Kommunikationsformen entfaltet, so auch im Streit, oder besser gesagt in der Disputation, dem öffentlichen Wortkampf. Für eine Streitkultur in der Geschichte des Christentums sei exemplarisch das Apostelkonzil von Jerusalem (44-49 n. Ch.) genannt, in dem auch um die Zugehörigkeit zu Christus auf dem Fundament der jüdischen Überlieferung (Tradition) gerungen wurde (Gal. 2,1-10; Apg 15).

Die Disputation ist eine wichtige Kommunikationsfigur der Erzählgemeinschaft, wenn es darum geht den Glauben weiter zu geben der besagt: „zu Jesus Christus gehören und von seinem Heiligen Geist erfüllt sein (vgl. Hebr 3,14 und 6,4), und sich so in Gottes Liebe geborgen zu wissen“, so dass „man nicht mehr aus der Angst um sich selbst leben muss“.⁷

Von diesem Glauben spricht das Neue Testament als von einem, der weitergegeben werden will (vgl. Mt 28,19; Apg 4,20; Röm 10,10). „Deshalb gehört zum Glauben die Bereitschaft, über ihn Rechenschaft zu geben (vgl. 1 Petr 3,15). Wenn es aber überhaupt möglich ist, den christlichen Glauben zu verantworten, dann muss dies daraufhin auch in wissenschaftlicher Weise geschehen können.“⁸

Vernünftig

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Glauben leisten die Fachdisziplinen der Theologie, und zwar historisch wie systematisch. Allerdings ist sie nicht isoliert zu verstehen, sondern im Kontext anderer Wissenschaften. Zur Wissenschaftlichkeit der Theologie gehört „dass sie sich den Anfragen und Einwänden anderer Wissenschaften auf deren eigenem Feld stellt.“⁹

Dazu muss die Theologie sich die Fachsprachen anderer Disziplinen aneignen, um auf die Fachsprache anderer Wissenschaften bezogen überhaupt reagieren und agieren zu können. Diese Notwendigkeit hat aber auch zur Folge, dass die theologische Wissenschaftssprache sich bis zur Unverständlichkeit entfernt hat von der Alltagssprache derer, denen es täglich in den Straßen „aufs Maul“ zu schauen gilt.

Diese sprachliche Verschiedenheit muss dahingehend überbrückt werden, dass hohe Theologie in Alltagssprache „zurückübersetzt“ und in ihr interpretiert werden muss von Übersetzern, die beider Sprachniveaus mächtig sind. Das bedeutet nicht die Wissenschaftssprache so zu „kastrieren“ dass

daraus ein „Theologiechen“ für Dummies gebastelt, sondern ein am alltäglichen Leben reflektiertes und orientiertes Sprechen über den Glauben in der Verantwortung eines jeden Gläubigen ermöglicht wird.

Den Gläubigen soll von den Theologiebetreibenden die eigene Rechenschaftskompetenz ihren Glauben betreffend und deren Vermittlung nicht abgenommen werden, „wohl aber sollen ihnen Umwege und Missverständnisse erspart werden.“¹⁰

Weitergabe des Glaubens bedeutet neben dem Hören des Wortes auch das Verstehen dessen, was das Wort einkleidet.

Sprachleere

Lehramtsstudierende der katholischen Theologie, das habe ich in meiner Tätigkeit als Mentor¹¹ erfahren, sind Beleg dafür, dass sie Theologie als Wissenschaft kaum verbinden können mit ihrem persönlichen Glauben. Dies führt dazu, dass sie sich schwer tun, ihren Glauben in aufeinander folgenden Sätzen zum Ausdruck zu bringen, weil ihnen zum einen die entsprechenden „Vokabeln“ ebenso fehlen wie die Übung, über ihren Glauben zu sprechen. Oft fühlen sich diese Studierenden am Ende ihres Studiums mit der Weitergabe des Glaubens überfordert, weil ihnen keine Lernfelder des Sprechens angeboten wurden. Es kann nicht Ziel der Theologie sein, wissende Sprachlosigkeit zu hinterlassen.

Lerne Sprechen

Die Begleiterinnen und Begleiter Jesu, so auch die jungen christlichen Gemeinden, mussten erst lernen, über das zu sprechen, was sie mit Jesus, den sie als Christus bekannten, erlebt haben bzw. später von ihm gehört hatten.

Lernen bedeutet hier nicht (nur), die erzählten Gegebenheiten wortgetreu wie überliefert nachzuerzählen, sondern die erzählten Gegebenheiten (Daten) in ihrem Kontext zu verstehen, das Verstandene und

Empfundene an sich selber heranzulassen und das so Erfahrene durch die Reflexion und entsprechend der eigenen Sprachkompetenz weiterzugeben, also ins Wort zu kleiden. Die Herausforderung des Lernens war (und ist), das Gehörte durch das eigene Erleben hindurch in „neuer“ Sprache aus zu drücken.

Für diesen Prozess gilt: „Die Sprache ist das Medium, in dem sich das Lernen überwiegend vollzieht. Denken, Handeln und Verstehen sind von Sprache begleitet und beeinflusst und entwickeln sich (...).“¹²

Mit dem Ereignis Jesus Christus, der erlebbaren Erdung Gottes, galt für die ersten Zeugen auf dem Hintergrund ihrer jüdischen Tradition, aber auch für Menschen der damaligen Zeit mit anderer Traditionen, diese „Weltneuheit Jesus“ zu erschließen, und das ging nur über das Erlernen einer ausdrucksstarken Sprache, denn „die Sprache ist das eigentliche Instrument menschlichen Weltverständnisses und menschlicher Weltbemächtigung.“¹³

Diese Erkenntnis macht deutlich: „Sprachliche Arbeit ist demgemäß unmittelbar gedankliche Arbeit und nicht ein nachgeordnetes Verfahren.“¹⁴ Erschließen und Sprechen, Sprechen und Erschließen sind notwendige Instrumente des Verstehens und so der christlichen Verkündigung.

Erfahrung

Erlauben Sie mir einen ganz persönlichen Einschub. Es ist unbestritten, dass auch ich meinen Glauben vom Hören habe. Mir wurde erzählt und vermittelt von Eltern und Großeltern, in der Schule und im Leben mit der Pfarrgemeinde, natürlich auch später im Studium und bis heute in meiner Berufstätigkeit. Über die Qualität dessen, was ich von Glaube und Kirche im Kindes- und Jugendalter „mit – bekommen – habe“ kann ich heute keine umfassende Rechenschaft mehr ablegen. Allerdings bin ich mir sicher, wenn wir in unserer Familie ausdrücklich über „Religiöses“ gesprochen haben, dann wohl eher über die Kirche und

die Pfarrgemeinde vor Ort und die dort Aktiven, aber weniger (bis gar nicht) über unseren persönlichen Glauben an Gott und Jesus Christus.

So wie ich mit meinen Eltern nicht über Gott gesprochen habe, so haben wir auch nicht über die Erlebnisse meines Vaters als Soldat im 2. Weltkrieg gesprochen, und Sexualität war bei uns zu Hause mir gegenüber auch irgendwie kein Thema. Nur dass die Story mit den „Vögelchen auf der Kirchentreppe“ nicht stimmt, das hat mein Opa kurz und schmerzlos in nicht einmal einer Minute beim Warten auf das grüne Signal vor roter Ampel klar gemacht.

Fakt aber ist: Meine Familie aber auch andere Menschen haben in mich durable Anfänge einer Glaubensfährte gelegt, der ich heute noch nachgehe und mit der ich auch heute noch „weiter“ auf der Fährte bin. Das Entscheidende ist, dass diese Fährte (in mich) überhaupt gelegt worden ist, unabhängig von der inhaltlichen Qualität. Mein Leibgedächtnis lässt mich heute ahnen, dass diese Anfänge einer Fährte sehr stark von Emotionen umgeben waren, in einer „geschaffenen Atmosphäre der positiven Annahmemöglichkeit“ eines Gefühls für Gott und Jesus Christus.

An einem besonderen Ereignis in meiner Jugend kann ich heute noch festmachen wie die eher anfänglich emotional eingefärbte Fährte meinen Kopf in Beschlag nahm. Ich war so 16 Jahre alt und Messdiener in meiner „Heimatgemeinde“ (nach alter Lesart) in Liebfrauen Krefeld, als zwei Dominikanerpatres, Rudolf Stertenbrink und Romuald Rock (*15.2.1926 †10.12.1996), in unserer Pfarrkirche eine Gemeindemission¹⁵ abhielten, deren Schwerpunkte die Predigten waren mit anschließendem Gespräch. Mit einem Jugendfreund teilte ich damals die Begeisterung besonders für Pater Romuald, der es verstand uns den Glauben zu erklären. Seine Sprache, seine Bilder und seine Authentizität fesselten uns, da wir spürten: Wir waren gemeint.

Und als junge Menschen fühlten wir uns selber in der Lage, natürlich mit Anleitung und Unterstützung, über unserem Glauben nachzudenken und nachzusinnen. Unsere Begeisterung mündete in den nicht ganz ernst zu nehmenden Plan, Pater Romuald in einen geräumigen und bunt angestrichenen Käfig mit offener Türe zu „sperrern“, damit seine Rede uns immer zur Verfügung stehen würde.

Die Möglichkeit fundierter, mit Emotion und Verstand Theologie zu betreiben bot sich in meinem ersten Studium der Religionspädagogik in Paderborn u.a. mit dem Fundamentaltheologen Prof. Klaus Hollmann. Anschließend, in meinem zweiten Studium der Theologie bei den Jesuiten in St. Georgen und dem hier besonders hervorzuhebenden Pater Peter Knauer. Später trugen dazu persönliche Begegnungen mit meinem damaligen Heimatbischof Prof. Dr. Klaus Hemmerle (*1929 –1994+) bei. Bischof Klaus war für mich die stärkste Ermutigung, über meinen Glauben mit Engagement und Verstand frei zu sprechen, weil er selbst aus sich heraus sprach und mich zur „Nachahmung“ ermutigte.

Entscheidend für mich und meine Tätigkeiten war es zu lernen, vom Glauben zu sprechen und über den Glauben „nachdenkend“ Rechenschaft zu geben. Noch heute entfalte ich mein Sprechen über den Glauben, meine eigene Sprache weiter und verbinde dies dankbar mit den Namen der Menschen, die mir Lehrer waren. Diese Persönlichkeiten waren selbst und mit ihnen verbinde ich über sie hinaus Orte, an/in denen ich den „Frei-raum“ hatte, mit Verstand und Herz zu lernen, über meinen eigenen Glauben im Bezug zur Glaubensgemeinschaft der katholischen Kirche zu sprechen. Sie eröffneten mir Lernräume des Sprechens über den Glauben, ohne die mein Glaube in der Sprachlosigkeit gelandet wäre.

Mit diesen Lernräumen des Sprechens verbinde ich untrennbar auch meine Persönlichkeitsentwicklung und meine Identitätsfindung, da diese Lernräume nicht nur

„ein“ Sprechen „über“ den Glauben fördern, sondern „mein Sprechen von und mit ihm“.

Aufhorchen

Die Bedrohung des Christlichen Glaubens ist in ihm selbst grundgelegt, einer Wortreligion, der die aktualisierenden und deutenden Worte ausgehen. Die christliche Botschaft kommt abhanden, weil die Fähigkeit, vernünftig und emotional von ihr zu sprechen, Christen mangels entsprechender Lernorte nicht (mehr) möglich ist. So stirbt nicht Gott, aber zunehmend sterben Gottesbezüge und „Quellen für das Leben“, wie sie uns z. B. in der Bergpredigt erzählt wurden. Kennen Sie ja vom Hören (Mt 5,1–7.29).

Umstände

„Nicht-Gläubigkeit als solche ist bekenntnisfähig geworden.“¹⁶ Diese oben schon erwähnte Tatsache zeigt an, dass in unserer religiös plural ausgerichteten Gesellschaft das Interesse am Christlichen weiter abnimmt. Das Christliche stört viele einfach auch schon gar nicht mehr, man kann es folgenlos übersehen. In den Medien ist Glaube und besonders Kirche ein Thema unter vielen und kommt mal gut, meistens allerdings eher schlecht weg.

Gerade wenn junge Menschen heute laut sagen, dass sie mit Kirche etwas am Hut haben, die christlichen Werte schätzen und von Nächstenliebe was halten, laufen sie Gefahr, als weltfremd eingestuft zu werden. Das macht es besonders jungen Menschen nicht leicht, Lust daran zu empfinden ihren Glauben ins Gespräch zu bringen bzw. ihre Sprachkompetenz weiter zu veredeln.

Glaubenszukunft

Die Präsenzfähigkeit des christlichen Glaubens hängt zukünftig wesentlich von

der Sprachfähigkeit derer ab, die den Glauben der Christen authentisch als ihren Glauben hörens-wert auch für „Außenstehende“ mitteilen.

Gemeint sind hier primär nicht die Verkünder und Verkünderinnen, die in Gottesdiensten verkünden; nicht die Erzähler, die vom Glauben (anderer) erzählen; keine Missionare, die zum Heil führen wollen; und auch nicht die Berichter-statter, die aus neutraler Distanz von Katholikentagen oder Ähnlichem berichten.

Gemeint sind hier, in die Zukunft geschaut, heute primär junge Menschen, die engagiert, mit Verstand und Herz, und in der Sache klar in verstehbarer Sprache ihren Glauben weitererzählen. Das will gelernt sein!

Doch wo können heute junge Menschen lernen, mit Lust über ihren Glauben zu sprechen und sich auch noch weiter fit machen zu lassen in einer an-sprechenden Weitergabe des Glaubens? Darauf gibt es nur eine Antwort: Lernorte schaffen, sie aber von den „Lernbegeisterten“ einrichten zu lassen!

Sprich Kircheng-zukunft

Auch die zukunfts-fähige „Darreichungsform“ unserer Kirche wird vom Hören geprägt sein müssen. Hören, miteinander auf die Botschaft Jesu und deren jüngste Gemeinde. Hören aber auch aufeinander heute, auf die Erfahrungen, die Menschen mit Glaube und Kirche gemacht haben, und auf die Hoffnungen, die Jesu Botschaft binnenkirchlich wie außerhalb eröffnen. Anders werden wir die grundlegenden Veränderungen, die sich teils schon lange angekündigt haben, nicht gestalten können. Ohne zu hören wird unsere abtretende Kirche die Reste ihrer selbst, uns, vor sich her treiben in die Unaussprechbarkeit. Im Miteinander als Kirche darf Folgendes positiv nicht unterschätzt werden: „Die Sprache kommt vor der Tat“¹⁷

Konkret: Hören auf die Ereignisse die uns u.a. von Paulus über die jungen Gemeinden erzählt werden.

Aufeinander hören: Generationen, Priester und Laien, die unterschiedlichen Hierarchien, Ehrenamt und Hauptamt, das Organisierte und das Unorganisierte in einer Gemeinde, die strukturierte und „unstrukturierte“ Kirche. Hören auf das, was Glaubende mit Verstand und Herz durch die Zeit in Worte gefasst haben.

Auf die jüngste christliche Gemeinde bezogen wäre ein kleines Hörerlebnis die Story von „Phöbe“, Dienerin/Diakonin der Gemeinde in Kenchreä heute sehr spannend. Sie haben sicher von ihr schon gehört (Röm 16,1 ff.).

Schaffen

Konkrete Lernorte des Sprechens schaffen für junge Menschen, ihren Lebenssituationen entsprechend, die:

- das Glück gehabt haben in ihrer bisherigen Biographie Menschen begegnet zu sein, die ihnen vom Glauben erzählt haben, und die so nachvollziehen können, vor dem Hintergrund der eigenen Biographie, wie wichtig es ist, vom Glauben gehört zu haben - die eigene Entwicklung betreffend¹⁸;
- Lust haben, über ihrem Glauben mehr zu erfahren, wie z. B. von Christologie und Soteriologie, vom Schöpfungsglauben und der christlichen Freiheit, von Sprachbildern und ihrer Deutung aus dem entsprechenden Kontext, von der Intention der Wundererzählungen und Gleichnisse Jesu in Neuen Testament, von den Gemeinsamkeiten und Unterschieden der verschiedenen christlichen Bekenntnisse, und von Fachbegriffen wie Theodizee, Heiligkeit, Erbsünde und Sakramente ...;
- gelassen werden können in dem Wissen, nicht das ganze Depositum unseres

Glaubens ad hoc „verstehen“ und annehmen (glauben) zu müssen, sondern die sich selber (im Älterwerden) immer weiter dem Glaubensgut des Christentums annähern dürfen (ohne als defizitär bezeichnet zu werden), auch mit allen möglichen Fragen, Zweifeln und Unverständnis;

- sich als Getaufte und gefirmte Christinnen und Christen auch in ihren kritischen Bemerkungen ernst nehmen (lassen), ihre Sprachkompetenz im Umgang auch mit Gleichaltrigen weiter veredeln und sich nicht beeindrucken lassen von (verletzenden) Allgemeinplätzen der Öffentlichkeit gegen Kirche und Glaube;
- sich einlassen können auf ein Mentoring, basierend auf dem Prinzip der Weitergabe des Glauben aus der Tradition in die Gegenwart, als Erzählgemeinschaft, in der wechselseitig Erzählende zu Hörenden und Hörende zu Erzählenden werden.

Befähigen

- Gemeinden könnten Sprachbefähigung aus dem Glauben zum Schwerpunkt machen.
- Die Vorbereitung auf die Kinderkommunion kann die Grundlage der weitergehenden Sprachbefähigung bilden.
- Die Firmung mit 18-20 Jahren könnte auch als begeisterte Sendung der/des Sprachbefähigten (nach der „Lehre“) gelten.
- Gerade die Wortgottesfeiern in Gemeinden verfügen über „Worträume“, die die Versammelten als Erzählgemeinschaft stärken können.
- Die universitäre wie auch außeruniversitäre (Mentorate) Qualifikation angehender Religionslehrer sollte wesentlich auf

diese Sprachbefähigung als persönliche Kompetenz abheben.

- In der Ausbildung der pastoralen Berufe muss die Sprachbefähigung Auszubildender fachlich verankert werden sowie die Befähigung zukünftig Anvertrauter durch die Auszubildenden.
- Kirchliche Praktika im Kontext von pastoraler Ausbildung bieten eine besondere Chance, Lernfelder der Sprachbefähigung zu sein.
- Öffentliche Orte wie große Räume, Museen (besonders Museen in kirchlicher Obhut), Wegekreuze, Kapellen und Bildstöcke, Gedenkstätten, Denkmäler, Sportstadien, Friedhöfe usw. können als unkonventionelle Lernorte zur Sprachbefähigung eingesetzt werden.
- Hochschul- und Studierendengemeinden sollten als ihre Kernkompetenz die Sprachbefähigung von christlichen Studierenden, gerade auch im Dialog mit anderen Religionen, vorhalten

Schluss

Bei aller dringend notwendigen Sprachbefähigung darf eines nicht unausgesprochen bleiben, was Willi Bruners so auf den Punkt bringt:

Ein – silbig

*wenn ich dich
anspreche
werde ich*

einsilbig

*GOTT
DU
KOMM¹⁹*

Anmerkungen:

- ¹ Karl Rahner stellt fest: „Der Fromme von morgen wird ein Mystiker sein, einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein, weil die Frömmigkeit von morgen nicht mehr durch die im voraus zu einer personalen Erfahrung und Entscheidung einstimmige, selbstverständliche öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird, die bisher übliche religiöse Erziehung also nur noch eine sehr sekundäre Dressur für das religiöse Institutionelle sein kann.“ Aus: K. Rahner, Zur Theologie und Spiritualität der Pfarrseelsorge, in: Schriften zur Theologie XIV, 1980, S. 161
 - ² Die neue „Erhebung über Kirchenmitgliedschaft“, durchgeführt von der TNS Emnid 2014, beauftragt von der EKD. Die SINUS-Jugendstudien von 2008, 2012 und die von 2016 mit dem Titel „Wie ticken Jugendliche“. Die 17. Shell Jugendstudie von 2015. Die empirische Untersuchung über „Berufswahlmotive bei Theologiestudierenden mit dem Studienziel Religionslehrer/Religionslehrerin“, durchgeführt vom IQ, Institut für Qualitative Bildungsforschung Bonn 2013, im Auftrag der Schulabteilungen der Erzdiözese Köln und der Diözese Aachen.
 - ³ <https://www.domradio.de/themen/glaube/2016-03-23/jeder-zweite-glaubt-gott>
 - ⁴ Die Welt (online), <http://www.welt.de/politik/deutschland/article125486308/Deutsche-verlieren-ihren-Glauben-an-Gott.html>
 - ⁵ Röm 10,17; vgl. 1 Thess 2,13; Gal 3,2; Hebr 4,2; Joh 5,24; 12,38
 - ⁶ Glaube ist immer auch mit aus ihm resultierenden Taten zu verbinden, die als Zeugnis des Glaubens glaubensferne Menschen ansprechen können und zum Weiterdenken anregen können. Allerdings geht auch der christlich motivierten Tat das gehörte Wort der Verkündigung voraus.
 - ⁷ Knauer, Peter, Der Glaube kommt vom Hören. Ökumenische Fundamentaltheologie. Freiburg 1991, S. 15.
 - ⁸ A. a. O., S.15.
 - ⁹ A. a. O., S.15.
 - ¹⁰ Amtsblatt des Ministeriums für Schule und Weiterbildung, Wissenschaft und Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen Teil 1 Nr. 9/99. S. 15.
 - ¹¹ Mentorate sind Einrichtungen, die hier für angehende Religionslehrer/Religionslehrerinnen vom Bischof eingerichtet den Studierenden der Theologie helfen sollen, die Lehre mit dem persönlichen Glauben so zu verbinden, das daraus auch eine authentische Sprachfähigkeit erwächst.
 - ¹² A. a. O., S. 6.
 - ¹³ A. a. O., S.13.
 - ¹⁴ A. a. O., S. 9.
 - ¹⁵ Gemeindemission ist ein offenes Angebot, verortet und verantwortet in einer Gemeinde, oft durchge-
- führt von Ordensmännern oder Ordensfrauen, die als Gäste in Predigt und Gespräch den Glauben zu Wort kommen lassen. Ihr Ziel ist es, dem persönlichen Glauben des einzelnen und dem Glaubensleben der Gemeinden Wachstumsimpulse zu geben.
 - ¹⁶ Die Welt (online), <http://www.welt.de/politik/deutschland/article125486308/Deutsche-verlieren-ihren-Glauben-an-Gott.html>
 - ¹⁷ <http://www.faz.net/fluechtlingspolitik-die-sprache-kommt-haeufig-vor-der-tat-14233223.html> (15.06.2016).
 - ¹⁸ An dieser Stelle sei nur darauf hingewiesen, dass eine biografisch orientierte, vernünftige und emotional nicht unmusikalische Weitergabe des Glaubens und die Auseinandersetzung mit ihm wichtig sein kann für die Persönlichkeitsbildung eines jungen Menschen und identitätsstiftend.
 - ¹⁹ Bruners, Wilhelm, Ein – silbig, in: R. Seitz und E. Schuster, Festgenagelt, Ein Kreuzweg. Ostfildern 1994, S. 8.

Literaturdienst

Margit Eckholt: Frau aus dem Volk. Mit Maria Räume des Glaubens öffnen. Innsbruck 2015, 120 Seiten.

Eine moderne Mariologie, spannend, gegenwartsbezogen und fundiert in mehrtausendjähriger Tradition, poetisch, politisch, kritisch, bilderschließend, einladend und wie durchbetet! Geht das? Ja, so, genau so erscheint mir das kleine Buch von Margit Eckholt.

Die Osnabrücker katholische Systematikerin holt Maria aus verstaubten oder bigott überklebten Räumen heraus und zeigt sie, immer rückgebunden an die Heilige Schrift wie an die dogmatischen Traditionen der Kirche, ebenso aber auch unter der Autorität des Glaubens der „einfachen“ Gläubigen, befreiungstheologisch, in den Kulturen der Welt und fundiert nochmals durch beste feministisch-theologische Traditionen, als eröffnende Figur, als heutigen Typus gläubiger Existenz.

Maria die Gläubige, die Mutter Jesu, die Frau aus dem Volk, die herrschaftskritisch-Weisheitliche, die Lehrerin, die Betende, die Mutter des herunter gekommenen Gottes, Maria, die das Grundbild der Kirche in ihrem Weg, in ihrer Person zeichnet; die Ikone für die Unermesslichkeit Gottes, die als offener Bergeraum Topos des U-Topos, des unräumlichen Gottes ist; die Pilgernde, die Poetin Gottes: Diesen Reichtum entfaltet Margit Eckholt in acht Angängen, materialreich, sprachlich zugänglich und reflexiv vertieft, angereichert durch Dichtung, Bild und dargestellte Skulptur. Maria, das heißt hier:

Hineinwachsen in

das JA zu Gott aus dem JA

Gottes zu mir

Ihr zunächst verwirrtes Ja wächst hinein in das Befreiungslied des Magnificat (Lk 1, 26-56), als Kernpoesie und Basis-Theologie dieser kleinen Frau aus dem Volk, im Schlagschatten römischer Macht und patriarchaler religiöser Observanz, als befreiendes Ereignis, als Typus von Hoffen und Glauben und befreiendem Lieben, barmherzigkeitsweit und gerechtigkeitswund vor allem für alle die Menschen, zumal Frauen aus allen Weltgegenden, die oft marginalisiert, stimmlos am Rande, im Schatten, im Dunkel gehalten sind – und denen Maria nun Orientierung schenkt, Mut, Stimme, Lied, Kraft, Aufblick: Auferweckungsdynamik mit Je-

sus, dem Messias Gottes, ihrem Sohn, Freund, Gottes Sohn, dessen Reden, Tun, Beten und Leben Lebensrichtungen zeigt. Da ist Maria solidarische Schwester, Mitleidende, kämpfend Lehrende, geisterfüllte Frau aus dem Volk (vgl. Eckholt, S. 40).

In und aus ihrem Namen klingt dies alles hindurch: Maria, von Mirjam, hebräisch „*marah*“ (die Bittere), ägyptisch „*mer*“ (Liebe) und auch „*meri*“ (Aufstand); Mystik und Politik (vgl. Eckholt, S. 42).

Maria ist die Raum und Räume Eröffnende schlechthin der Kirche für die Welt, für das Geheimnis göttlicher Inkarnation:

Marias Sage

Raum des unräumlichen GOTT

Gottesgebären (vgl. Eckholt, S. 61 ff.)

Eckholt bündelt es so: „Der Marienraum ist ein Raum, der auf das Gottesgeheimnis hin öffnet und dabei den Menschen groß macht.“ (S. 73.) Sie ist darin Typus des von Gott gut erschaffenen und zugleich erlösten Menschen; im Dogma der Aufnahme Mariens mit Leib und Seele in den ewigen Gottesraum präfiguriert Maria das Hoffen des Menschengeschlechtes selbst, das, was sich real an ihr ereignet, Zukunftswerde für uns verspricht (vgl. Eckholt S. 78 ff.).

Dass Gott in einer Frau Fleisch wird und so Fleisch und Leib des Menschen der Erde und des Kosmos durchgöttlicht sind, lässt Margit Eckholt mit der Theologin Sallie McFague von der Welt als „Körper Gottes“ sprechen (S. 83). Dies wird nie platonisch überhöht ausgesagt, vielmehr bricht Eckholt dies auch immer in und durch die Wunde Welt; Maria ist auch die Flüchtende (Mt 2); sie ist die unter dem Kreuz und unter den Kreuzen, sie ist solidarisch mit den Unterdrückten, Stimmlosen, Leidenden, sie kämpft um Überleben zum tieferen und weiteren Leben; Eckholt erinnert, schärft ein: gegenwärtig sind 232 Millionen Menschen weltweit als Migranten unterwegs; ca. 57 Millionen Menschen sind auf der Flucht vor Krieg, Unrechtssystemen, vor Hunger, Ausbeutung, Unterdrückung, Globalisierungsschäden etc. – seit der „Flucht nach Ägypten und dem Kindermord in Bethlehem“ (Mt 2, 13-23) ist Maria mit Josef und dem menschgewordenen Gott immer mit dabei, mitten darin, mitten unter ihnen (vgl. Eckholt, S. 94 ff.).

Ihr Wandern ist darin aber nicht ziellos, vielmehr voller Gnaden. Das ist ihre Gnade: „Von der Wanderin zur Pilgerin geworden zu sein“; und darin ist sie Hoffnungs- und Wegegestalt als VOR-BILD gerade für die Marginalisierten in aller Welt.

Das Bildprogramm am Ende des Buches zeigt dann auch, wie Maria gegenwarts- und zukunftsöffnend ist und lebt und wirkt, vor allem in Lateinamerika. Nicht von ungefähr taucht auch Papst Franziskus im mariologischen Feld auf. Eckholt zitiert eine außerordentliche Passage aus der Ansprache des Papstes vor der Theologenkommission am 5. Dezember 2014, worin Maria als Theologin des Volkes erscheint: „*Frau, die hört, die aus dem Gebet lebt, Frau, die den Problemen der Kirche und der Menschen nahe ist... Maria ist so die Ikone der Kirche, die jeden Tag, aus dem ungeduldigen Warten auf den Herrn heraus, Fortschritte im Verstehen des Glaubens macht, auch dank der geduldigen Arbeit der Theologen und Theologinnen. Die Jungfrau ist Meisterin der authentischen Theologie, und sie gibt uns die Sicherheit, mit ihrem mütterlichen Gebet, dass unsere Liebe ‚immer noch reicher an Einsicht und Verständnis wird‘ (Phil 1,9)*“ (zitiert bei Eckholt, S. 105.).

Margit Eckholt ist es gelungen, klein gefasst, in ihrer Mariologie zugleich eine Einführung in die systematische Theologie aus biblischem Grund zu schreiben. Das macht dieses Buch sehr hilfreich für alle Studierenden der Theologie in jüdisch-christlichem Horizont; es eröffnet reiche Anregungen für Pastoral und Verkündigung; es ist auch ein theologisches Grundbuch für die vielen freiwilligen Frauen und Männer, die zukünftig mit mehr und mehr voller Verantwortung, Räume des Glaubens, der Verkündigung, Seelsorge, Spiritualität und Caritas in der Kirche vor Ort gestalten werden.

Markus Roentgen

Erik Flügge, Der Jargon der Betroffenheit: wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt. München 2016. 16,99 Euro, 160 Seiten, ISBN 978-3-466-37155-6.

Selten erregt ein Buch eines jungen Politologen und Germanisten bei Theologen und Theologinnen so die Gemüter, wie das im Mai im Kösel Verlag erschienene Buch von Erik Flügge. Bereits der Titel steht für die Programmatik des Werkes, das eine deutliche, kritische und provokante Auseinandersetzung mit der Sprache in der Kirche bietet. Unverblümt, in klaren Worten, zeitgemäß und mit Beispielen aus dem Leben des Autors belegt, schreibt er seinen Zorn über die erfolglosen Kommunikationsversuche in Kirche auf und versucht, einen Ausweg aufzuzeigen.

Entstanden ist das Buch, nachdem 2015 ein Internetbeitrag des Autors unter dem Titel „Die Kirche verreckt

an ihrer Sprache“ auf seinem Blog kontrovers diskutiert wurde.

Der Autor (Jg. 1986) aus dem baden-württembergischen Backnang, studierte in Tübingen Politik und Germanistik und gründete 2012 die Squirrel & Nuts GmbH in Köln (eine Gesellschaft für strategische Beratung). Er selbst charakterisiert sich als „Mensch, der mit der Kirche hadert, aber nicht mit ihr bricht“ (HYPERLINK „www.erikfluegge.de“).

Sein Buch gliedert sich in fünf Abschnitte (Zorn, Angst, Schweigen, Nähe, Hoffnung). Als Einstieg dient der bereits erwähnte Blogbeitrag des Verfassers von 2015. Er erwarte von Predigten, dass sie nicht referenziell, sondern eigenständig etwas Neues formulieren, dass die Welt verändere (14). Er kritisiert an Hand einer Weihnachtspredigt die bürgerliche Verengung der christlichen Botschaft (24f.) und prangert den schlechten ästhetischen Stil in der Liturgie an. Symbole würden verwendet, welche nicht zur Botschaft passen und die Relevanz des Evangeliums schmälern. Die kirchliche Feier ließe sich oft nur schwer von einem Kindergeburtstag unterscheiden (31).

Im zweiten Teil geht er der Frage nach, warum die Sprache in der Kirche so unverständlich und unpassend sei. Dabei entwickelt er die These, dass die innerkirchliche Angst vorherrsche, mit klaren Thesen anzuecken und andere vor den Kopf zu stoßen. Diese Vermeidungshaltung erzeuge abgeschliffene Sätze und Einheitsbrei. Am Beispiel eines „Wort zum Sonntag“ formuliert er einen Gegenvorschlag gemäß seinen Wünschen und Forderungen (55-63). Er entwickelt aus der Anfrage eines jungen Priester drei Prinzipien, die eine ansprechende Predigt braucht: Starke Emotionen! Pointiertheit! Theologische Substanz (71f.).

Im Mittelteil wird das Ringen des Autors um eine Lösung, die nicht nur aus plakativen Ratschlägen besteht, deutlich. Er entwickelt seinen Wunsch nach Positionierung der Prediger, weg von Schauspielerei hin zur Verkörperung der eigenen gelebten Sichtweise.

Der vierte Teil beschäftigt sich mit der Frage, wo in Kirche Kontakt und Nähe entstehen. Er setzt sich mit der Wirkung von Kirchenräumen (114f.) auseinander und spricht von zwei Systemen innerhalb der Kirche, einer „per Sie“ und einer „per Du“ Kirche (120f.), welche sich durch unterschiedliche Nähe zu den Menschen auszeichnen. Den Schluß bildet ein hoffnungsvoller Ausblick.

Das Buch reizt durch seine deutlichen Ansichten und klar bezogenen Positionen zur Auseinandersetzung und Polarisierung und bietet für die kritische Reflexion der eigenen Verkündigung und Sprache eine nützliche Reibungsfläche.

Alexander Peters

Auf ein Wort

Wovon wir uns verabschieden müssen:

- von einer Kirche, die als *Institution* die Menschen *flächendeckend* durch Pfarreien und Seelsorgeeinheiten erreicht;
- von einer Kirche, die in ihrer Pastoral vor allem auf die Versorgung mit gültigen Sakramenten *fokussiert* ist;
- von einer Kirche, die in ihrem Dienst primär von *Priestern* und sekundär von *hauptamtlichen Laien* getragen wird;
- von einer Kirche, die in ihrer Botschaft auf einem *allgemein geteilten Vorverständnis* von Welt und Leben aufbauen könnte;
- von einer Kirche, die von Generation zu Generation sozusagen von selbst weiterwächst;
- von einer Kirche, die auf *Akzeptanz* in der Gesellschaft *baut*;
- von einer Kirche, die als etablierte Großinstitution in Deutschland mit Hilfe von Konkordaten und staatskirchenrechtlichen Verträgen *sicher weiter* bestehen wird;
- von einer Kirche, die die einzige Institution ist, die in den *Grenzsituationen des Lebens*, Geburt, Krankheit und Tod, *einen Ritus* anzubieten hat und deren Dienst man in diesen Situationen *selbstverständlich* in Anspruch nimmt;
- von einer Kirche, die meint, sich vor allem durch *strukturelle und institutionelle* Mittel und Maßnahmen erhalten zu können, und die die Konfrontation mit dem *persönlichen Glauben* - und damit auch Unglauben - ihrer Mitglieder eher *vermeidet*;
- von einer Kirche, die ihre Einheit fast nur in *vorgegebenen Formen* zum Ausdruck bringt und sie nur selten als *gelebte* Einheit des Glaubens und Gebets *erlebt*;
- von einer Kirche, in der man vielfach mehr auf die Aktivität, das Bemühen und Planen *der Menschen* vertraut als auf das *Wirken des Heiligen Geistes* und das Gebet um *seine Führung*.

Alex Lefrank

aus: Kirche ist paradox. Orientierung für den fälligen Wandel.
Würzburg 2016, S. 162-163..

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E